

DIE FRAGE NACH GEFÄHRDUNG UND VERFALL
DES IMPERIUM ROMANUM.
RÖMISCHE KRISEN- UND NIEDERGANGSSZENARIEN
IN DER AKTUELLEN FORSCHUNG

Michele Renee Salzman: *The Falls of Rome. Crises, Resilience, and Resurgence in Late Antiquity.* Cambridge/New York: Cambridge University Press 2021. XVII, 445 S., 7 Abb., 6 Karten, 26 Tabellen. £ 29.99/\$ 39.99. ISBN: 978-1-107-11142-4.

Kyle Harper: *Fatum. Das Klima und der Untergang des römischen Reiches.* Aus dem Englischen von Anna Leube und Wolf Heinrich Leube. 3. Aufl. München: Beck 2022. 567 S., 42 Abb., 26 Karten, 9 Tabellen. € 32.00. ISBN: 978-3-406-74933-9.

Michael Arnhem: *Why Rome Fell. Decline and Fall, or Drift and Change?* Hoboken, NJ / Oxford: Wiley Blackwell 2022. XIV, 476 S. \$ 39.95/£ 28.50/€ 34.90. ISBN: 978-1-119-69137-2.

Edward J. Watts: *The Eternal Decline and Fall of Rome. The History of a Dangerous Idea.* New York: Oxford University Press 2021. XIII, 301 S., 9 Abb., 1 Karte. £ 21.99/\$ 27.95. ISBN: 978-0-19-007671-9.

Vorstellungen von Krisen, Niedergang und Verfall bilden wesentliche Bausteine für Ansätze, den Prozeß zu erklären, der zum Ende des römischen Reiches im Westen und im Osten führte. Der Fall des römischen Reiches im Westen wird gern mit der Absetzung des Kaisers Romulus Augustulus im Jahre 476 in Verbindung gebracht¹ und dessen Ende im Osten durch die osmanische Eroberung Konstantinopels knapp eintausend Jahre später,

1 Diese von Marcellinus Comes vertretene und von der Forschung lange Zeit übernommene Ansicht repräsentiert eher eine Sichtweise, die propagandistischen Bedürfnissen Konstantinopels in den 520er Jahren geschuldet ist: *Hesperium Romanae gentis imperium [...] cum hoc Augustulo periit [...] Gothorum debinc regibus Romam tenentibus* (Marcell. chron. a. 476,2 [MGH AA 11, S. 91]). Zu dieser Stelle vgl. etwa A. Goltz: Marcellinus Comes und das ‚Ende‘ des Weströmischen Reiches im Jahr 476. In: D. Brodka/M. Stachura (Hrsgg.): *Continuity and Change. Studies in Late Antique Historiography.* Krakau 2007 (Electrum 13), S. 39–59.

1453, markiert. Die lange Entwicklung bis zu diesen Daten bietet mehr als genug Material für Deutungsvorschläge jedweder Couleur. Teilweise scheinen diese Interpretationen – in unterschiedlichem Grade – miteinander vereinbar zu sein, teilweise stützen sie sich auf (zu) monokausale Erklärungen. Genau deswegen stehen auf diesem Gebiet seit jeher vielfältige Meinungen nebeneinander und sind seit der Spätaufklärung und dem Historismus mit der Weiterentwicklung des Faches Geschichte zunehmend verwissenschaftlicht worden: Bis heute werden zu diesem Thema heftige Debatten geführt und zahlreiche Lösungsvorschläge präsentiert, die verschiedenste Aspekte, unterschiedlich kombiniert, in den Vordergrund stellen und als Deutungsansätze plausibel zu machen suchen.²

Daher seien hier vier Neuerscheinungen aus jüngster Zeit vorgestellt, auf ihre wissenschaftliche Tragfähigkeit untersucht und, soweit es hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Fragestellung, des Untersuchungsganges und der erzielten Ergebnisse möglich erscheint, miteinander verglichen. Es handelt sich um vier Monographien, die in ihrer Ausrichtung stark divergieren. Michele Renee Salzman stellt die Resilienzfähigkeit der römischen Senatsaristokratie in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen, um an diesem Beispiel nicht nur das Potential dieses Standes zur Krisenbewältigung in der Spätantike zu würdigen, sondern zugleich auch das Ende der Antike im Bereich des römischen Westens plausibel zu datieren. Ein ganz anderes Modell, eine Vorstellung mit deutlich bekundetem Anspruch auf umfassende Gültigkeit, vertritt Kyle Harper: Er sieht Umwelteinflüsse als die entscheidenden Faktoren an, die seit dem späten zweiten Jahrhundert n. Chr. den allmählichen Verfall des Imperium Romanum verursachten und schließlich für den Untergang des römischen Staates sorgten. Mit nicht minder grundlegendem Anspruch, aber im Gegensatz zu Harper mit einem ganzen Bündel an Gründen für den Niedergang, differenziert nach weströmischem und Byzantinischem Reich, wartet Michael Arnhem auf und macht sowohl innere als auch äußere Faktoren für den Verfall verantwortlich, schreibt den inneren Ursachen für den Niedergang aber ein größeres Gewicht zu. Die Senatsaristokra-

2 Dieser Befund hat vor fast vier Jahrzehnten Alexander Demandt dazu gebracht, die in der Vergangenheit vertretenen Ansichten über den Fall Roms und die Auflösung des römischen Reiches in chronologischer Folge zu sammeln und nach Deutungstypen zu systematisieren: A. Demandt: Der Fall Roms. Die Auflösung des römischen Reiches im Urteil der Nachwelt. München 1984. 2., erweiterte und aktualisierte Aufl. München 2014.

tie spielt auch bei Arnheim eine prominente Rolle, allerdings in einem ganz anderen, für Roms Bestand eher destruktiven Sinne als bei Salzman. Edward Watts dagegen richtet den Blick auf die Verwendung des im Laufe der römischen Geschichte immer wiederkehrenden Niedergangs- und Erneuerungsgedankens, der dazu diente (und seines Erachtens bis heute bei passenden Gelegenheiten von interessierter Seite dafür eingesetzt wird), mit Hilfe der Vorstellung vom Verfall des römischen Staates und von dessen Gründen im politischen Tagesgeschäft Kräfte heraufzubeschwören, die einen wirksamen gesellschaftlichen und nationalen Wiederaufstieg zu leisten vermögen. Die moderate Preisgestaltung für alle vier Bücher legt nahe, daß sie sich, von der Fachwissenschaft abgesehen, vor allem auch an ein breiteres Lesepublikum richten.

1. Michele Renee Salzman – die Senatsaristokratie als entscheidender Resilienzfaktor

Im Titel des von Michele Renee Salzman vorgelegten Buches wird der unter dem Einfluß des von Edward Gibbon vor bald zweieinhalb Jahrhunderten verfaßten Werkes ‚The History of the Decline and Fall of the Roman Empire‘ (1776–1788) für den Althistoriker zu einem Signalwort gewordene Begriff ‚fall‘ in den Plural gesetzt und ihm damit einiges von seiner unabwiesbaren Endgültigkeit und der ihm innewohnenden negativen Erwartungshaltung genommen. Genau dies dürfte auch eine damit verfolgte Absicht gewesen sein, verknüpft Salzman doch die von ihr vorgestellte Reihe von ‚Falls of Rome‘ mit immer wieder bewiesenen Krisenbewältigungsmechanismen, die zur Erholung und zum Wiederaufstieg – wenn auch nicht mehr immer auf das alte Niveau – führten. Dabei bezieht sie die ‚Falls of Rome‘ weniger auf das römische Reich (im Westen) als vielmehr vornehmlich auf die Stadt Rom, ohne deren Rolle für das (west-)römische Reich zu vernachlässigen, und auf die senatorische Elite, die es mit ihren Mitteln immer wieder zu werkstelligen vermochte, der Stadt Rom als dem Zentrum des Reiches erneu(er)tes politisches und wirtschaftliches Leben einzuhauchen. Insofern schreibt sie im wesentlichen gegen allzu früh angesetzte römische Niedergangsszenarien an und liefert zugleich eine Darstellung der spätantiken senatorischen Elite, die sich – mit speziellem Blick auf die Resilienzfähigkeit dieses Standes – in eine ganze Anzahl unterschiedliche Fragestellungen ver-

folgender jüngerer Untersuchungen zum spätrömischen Senat³ einreicht – was man dem Titel dieser Studie allein jedoch nicht entnehmen kann. Insofern wird man durchaus angenehm überrascht, sobald man in das Buch hineingeschaut hat, und verfolgt mit Interesse die hier entwickelte Fragestellung und den Spannungsbogen, der die Darstellung von Anfang bis Ende beherrscht.

Im ersten Kapitel über „Approaches to the Fate of the Late Antique City“ (S. 1–35) stellt Salzman die Fragestellung, das Ziel und den roten Faden ihres Untersuchungsganges vor. Ausgehend von der für ihr Anliegen durchaus zukunftsweisenden Zusammenarbeit zwischen Kaiser und Senatoren im Kontext des Baus der Aurelianischen Stadtmauer und flankierender Verwaltungsmaßnahmen zur anhaltenden Sicherstellung des Lebens in der Stadt gegen Übergriffe von außen hebt sie die Bedeutung der bislang zu wenig beachteten „resilience of Roman senators [...] for the survival of the city“ (S. 9) hervor und hält an diesem Beispiel aus der Zeit des sich dem Ende zuneigenden dritten Jahrhunderts fest: „the resurgence of Rome even before Constantine does not fit easily into narratives of ‚decline and fall‘“ (S. 9–10). Diese Perspektive bestimmt Salzman bei der Untersuchung von fünf Krisensituationen und ihren Folgen, die die Stadt Rom in den dreihundert Jahren zwischen dem frühen vierten und frühen siebten Jahrhundert zu bewältigen hatte: „emperors, generals, and senators, along with bishops, continued to demonstrate their concern for the city as well as to manifest their own power and prestige by taking action in response to the crises faced by the inhabitants of Rome“ (S. 12).

Zugleich ordnet Salzman ihren Ansatz in die Forschungen zur Spätantike hinsichtlich der allenthalben umstrittenen Ansichten über die Faktoren des Verfalls für das römische Reich ein. Als die wesentlichen Paradigmen zur Erklärung des römischen Niedergangs beziehungsweise des Wandels von

3 Vgl. zum Beispiel M. Moser: *Emperors and Senators in the Reign of Constantius II. Maintaining Imperial Rule Between Rome and Constantinople in the Fourth Century AD*. Cambridge u. a. 2018; C. Machado: *Urban Space and Aristocratic Power in Late Antique Rome, AD 270–535*. Oxford 2019 (von Salzman häufig herangezogen); H. A. Wagner: *Das spätantike Rom und die stadtrömische Senatsaristokratie. Eine althistorisch-archäologische Untersuchung*. Berlin/Boston 2021 (Millennium-Studien 91); R. Lizzi Testa: *Christian Emperors and Roman Elites in Late Antiquity*. London/New York 2022 (lag Salzman laut Literaturverzeichnis im Manuskript vor); des weiteren einschlägige Aufsätze etwa von John Weisweiler, Carlos Machado und Rita Lizzi Testa.

der Spätantike ins Frühmittelalter stellt sie die Ansichten der ‚catastrophists‘ (Edward Gibbon, Bryan Ward-Perkins, Peter Heather, J. H. W. G. Liebeschuetz⁴), ‚transformationalists‘ (Peter Brown, Alan Cameron⁵) und ‚world historians‘ (Mark Humphries⁶) vor und grenzt ihren eigenen Ansatz von diesen Richtungen ab. Sie rechnet sich keiner dieser Gruppen zu und stellt statt dessen den Resilienzgedanken in den Mittelpunkt („how Roman elites adapted to the shocks from political and military crises“, S. 18), mit dessen Hilfe sie Ereignisse zu (Re)Aktionen in Bezug setzt und diese auf ihre Wirkung für die – nicht immer ungeschmälerete – Weiterexistenz Roms überprüft. Dem ersten Paradigma wirft sie vor, es unterschätze das politische und wirtschaftliche Beharrungsvermögen der Römer und die Erfolge bei der Anpassung an gegebenenfalls veränderte politische Rahmenbedingungen. Dem Transformationsparadigma steht Salzman mit ihrem Ansatz deutlich näher, gibt aber zu bedenken, daß krisenbedingte Einschnitte sich kaum allein mit dem Gedanken an friedlichen Wandel vereinbaren ließen, so daß dieser Zugang zu sehr auf kulturelle Veränderungen zugeschnitten sei. Im weltgeschichtlichen Paradigma sieht Salzman keinen geeigneten Zugang zum Resilienzgedanken, weil er dem Agieren von Individuen und Gruppen in Reaktion auf Krisen nicht gerecht zu werden vermöge (S. 18–21).

Als den Schlüssel zur Resilienz der Stadt Rom betrachtet Salzman die Senatsaristokratie, deren Selbstverständnis sich vor allem aus ihrem Wohlstand und dem Wettbewerb um hohe Ämter nährte und auf dem Weg über Posten am kaiserlichen Hof und im Militär auch Aufsteigern Integrationschancen bot. Darauf baut Salzman ihre grundlegende These auf, „that the processes of competition for influence among senators [...] were central to the recovery of Rome in the aftermath of a series of major political and military crises“ (S. 25). Daneben berücksichtigt Salzman immer auch die Rolle des Bischofs von Rom und seines klerikalen Umfeldes in den von ihr behandelten Krisenszenarien und deren Bewältigungsversuchen. In den römischen Bischö-

4 B. Ward-Perkins: *The Fall of Rome and the End of Civilization*. Oxford 2005; P. Heather: *The Fall of the Roman Empire*. London 2005; J. H. W. G. Liebeschuetz: *The Decline and Fall of the Roman City*. Oxford 2003.

5 P. Brown: *The World of Late Antiquity. From Marcus Aurelius to Muhammad*. London 1971 (Library of European Civilization); Alan Cameron: *The Last Pagans of Rome*. Oxford/New York 2011.

6 M. Humphries: *Late Antiquity and World History. Challenging Conventional Narratives and Analyses*. In: *Studies in Late Antiquity* 1, 2017, S. 8–37.

fen sieht sie für den größten Teil des von ihr berücksichtigten Zeitraums allerdings, anders als in Kaisern beziehungsweise Königen und Senatoren, keine „dominant civic leaders in Rome“ (S. 30). Mit ihrem Blick auf Resilienz und Wiederaufstieg der Stadt Rom entwickelt Salzman einen eigenen Zugang zu vielfältigen und altbekannten Quellen, die immer wieder gern als Belege für den Niedergang Roms herangezogen wurden. Diesen Gedanken aber sucht sie Lügen zu strafen.

1.1 Die fünf ‚falls of Rome‘

Fünf stadtrömische Krisenszenarien sind es, deren Bewältigung Salzman jeweils ein Kapitel widmet: der Sieg über Maxentius und die Eingliederung Roms in den Machtbereich Konstantins im Jahre 312 („The Constantinian Compromise“, S. 36–95), die Einnahme Roms durch die Goten im Jahre 410 („Responses to the Sack of Rome in 410“, S. 96–147), die Besetzung der Stadt durch die Vandalen im Jahre 455 („Rome after the 455 Vandal Occupation“, S. 148–196), die Bewältigung des Bürgerkriegs von 470 bis 472 und der Absetzung des weströmischen Kaisers im Jahre 476 („Why Gibbon Was Wrong“, S. 197–242) sowie der Verlust Roms durch die Ostgoten im Jahre 552 und die Übernahme der Stadt und Italiens in den Machtbereich Justinians („The Fall of Ostrogothic Rome and the Justinianic Reconstruction“, S. 243–299). Im folgenden sollen einige Leitgedanken zu den wichtigsten Aktivitäten herausgestellt werden, mit denen Salzman anhand dieser fünf Abschnitte im zeitlichen Gefolge der genannten einschneidenden Ereignisse die von der Senatsaristokratie getragene und teilweise in Zusammenarbeit mit anderen Gruppen umgesetzte Resilienz der Stadt Rom belegt, um auf diese Weise auch angesichts gewisser struktureller Veränderungen im Laufe der Zeit das Beharrungs- und Erholungsvermögen gegenüber dem Verfallszenario in den Vordergrund zu stellen.

Das schnelle und erfolgreiche Umschwenken des römischen Senats auf Konstantins Seite nach dessen Sieg über Maxentius illustriert Salzman hauptsächlich an den Botschaften, die die Inschrift und das Bildprogramm des Konstantinsbogens vermitteln. Dem habe Konstantin vor allem dadurch Rechnung getragen, daß die von ihm initiierten Verwaltungsreformen neben der Vergrößerung des Senatorenstandes dessen Repräsentanten für Ämter zugute kamen, die in den vorausgehenden Jahrzehnten häufig an Ritter vergeben worden waren (S. 50–52). Dadurch habe er den Senatoren die für selbständiges wirtschaftliches Agieren – auch im Interesse der Stadt Rom –

nötigen Grundlagen verschafft, mit deren Hilfe die Vertreter dieses Standes in Wettbewerb um attraktive Ämter miteinander zu treten und erfolgreiche Träger der Resilienz nach Krisensituationen zu werden vermochten – mit anderen Worten: Der Kaiser habe ihren Einfluß und auch ihr Prestige vergrößert, zugleich außerdem ihre Loyalität ihm gegenüber gesichert.⁷ Salzman sucht ihre Sichtweise hier und in anderen Kapiteln immer wieder durch prosopographische Ausführungen zu Inhabern wichtiger Ämter (vor allem den Stadtpräfekten, Konsuln und Prätoriumspräfekten) zu veranschaulichen, die sie außerdem im Anhang durch eine Reihe von Tabellen systematisch erfaßt (S. 337–399). In den Ereignissen im Vorfeld und in der Folge der römischen Vizennalienfeier Konstantins im Jahre 326 sieht sie keine Anzeichen für grundsätzliche Mißhelligkeiten zwischen dem Senat und dem Kaiser. Auch in Konstantins Hinwendung zum Christentum kann sie keinerlei Hinweise dafür finden. Während Salzman Konstantin ein konstruktives Verhältnis zu den gallischen Bischöfen attestiert, sieht sie das Vertrauen des Kaisers in die römischen Bischöfe Miltiades (311–314) und Silvester (314–335) als gestört an, wofür sie unter anderem deren Handlungsweise in der Donatistenfrage namhaft macht – Schlußfolgerungen, die dem Rezensenten angesichts der dürftigen Quellenlage in dieser Sache als etwas gewagt erscheinen, sich aber gut in Salzmans Ansicht einfügen, die römischen Bischöfe dieser Zeit hätten nur über geringen gesellschaftlichen Einfluß verfügt.

7 Mit Argumenten wie diesen nimmt Salzman immer wieder klar Stellung gegen anderslautende Ansichten. Sie widerspricht unter anderem A. Chastagnol, der in Konstantins Maßnahmen Versuche der Minderung des Einflusses der römischen Senatoren sehe (S. 52–53 ohne expliziten Nachweis; der Rezensent sieht diesen Vorwurf aber beispielsweise bei A. Chastagnol: *Constantin et le Sénat*. In: *Accademia romanistica costantiniana. Atti II° convegno internazionale*. Perugia 1976, S. 51–69, hier S. 68–69, nicht bestätigt.), M. T. W. Arnheim (*The Senatorial Aristocracy in the Later Roman Empire*. Oxford 1972, S. 51), der diese Reformen des Kaisers für Versuche hält, eine feindselige pagane Aristokratie zu vereinnahmen (S. 56 mit Anm. 78; zu Arnheims These auch unten S. 378 mit Anm. 63), und J. N. Dillon (*The Inflation of Rank and Privilege. Regulating Precedence in the Fourth Century AD*. In: J. Wienand [Hrsg.]: *Contested Monarchy. Integrating the Roman Empire in the Fourth Century AD*. Oxford/New York 2015, S. 42–66, hier S. 50), der annimmt, durch Konstantins Reformen hätten die Senatoren mehr verloren als gewonnen (S. 56 mit Anm. 79). Der Widerspruch Salzmans (S. 56 mit Anm. 78) gegenüber H. Löhken (*Ordines dignitatum. Untersuchungen zur formalen Konstituierung der spätantiken Führungsschicht*. Köln/Wien 1982 [Kölner historische Abhandlungen 30], S. 118) paßt inhaltlich nicht zu den Argumenten, die sie gegen Arnheim ins Feld führt und denen sie auch Löhkens Stellungnahme zuordnet, sondern eher zu der Position Dillons.

Gedankenentwicklung und Argumente in den drei Kapiteln über den Senat und die Folgen der Belagerung und Einnahme Roms in den Jahren 410, 455 und 472 ähneln einander *mutatis mutandis*, so daß deren wichtigste Tendenzen hier gemeinsam betrachtet seien. Bedeutend sind in den Augen Salzmans und immer wieder von ihr hervorgehoben werden die Bemühungen des Senatorenstandes um eine erfolgreiche Widerstandskraft und Erholung der Stadt Rom von jeder dieser Krisenlagen. Dies gilt nicht zuletzt für Phasen zeitweiliger kaiserlicher Machteinschränkung, wie es in den Herrschaftsjahren des Honorius und auch Valentinians III. vorkam, ferner gerade auch nach 455 der Fall war. Salzmans Überzeugung zufolge wirkte der Wettbewerb zwischen der Senatsaristokratie, dem Personal in hohen Hofämtern und Generälen stimulierend auf die Wiederherstellung zivilen Lebens in Rom (S. 110) – auch wenn (oder sogar gerade weil) der Kaiser schwach war, dem römischen Westreich nach und nach immer mehr Gebiete verloren gingen und auf die Dauer die Einwohnerzahl Roms nicht unbeträchtlich absank. Immer wieder richtet die Autorin die Aufmerksamkeit auf das Amt des Stadtpräfekten sowie die damit betrauten Senatoren und ihre Aufgabengebiete, bei deren erfolgreicher Bewältigung gerade im Bereich der Nahrungsmittelversorgung Roms und des Wiederaufbaus sowie der Renovierungsarbeiten an städtischen Bauten vieles von der Vermittlungsfähigkeit des Amtsinhabers zwischen Kaiser und Senat abhing. Insofern sieht sie im fünften Jahrhundert für Rom trotz der Ereignisse von 410, 455 und der 470er Jahre keine Abwärtsspirale, sondern vielmehr klare Hinweise auf gut genutzte Gelegenheiten für die senatorische Elite, ihren Einfluß auszubauen und zugleich die angestammte Position Roms im Westen erfolgreich wiederherzustellen.⁸ Voraussetzung dafür, daß die senatorischen Aktivitäten in Rom nach jeder dieser Krisen wiederbelebt werden konnten, war die Rückkehr der geflohenen Bevölkerung und auch der Senatoren, die Salzman weitgehend für gewährleistet hält, auch wenn die Einwohnerzahl, aufs Ganze gesehen, abnahm (S. 158) und das Leben auch der Oberschicht in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts nicht mehr ganz so luxuriös wie in der Vergangenheit fortgesetzt werden konnte (S. 179). An der grundsätzlich positiven Einschätzung einer hochmotivierten Senatsaristokratie hinsichtlich der

8 Salzman, S. 148–149, wehrt sich vehement gegen Forschungspositionen, die die pessimistische Sicht antiker Quellen (wie sie etwa *Prosp. chron.* zugrunde liegt) übernehmen und beispielsweise von L. Cracco Ruggini: *L'ordine naturale sconvolto e la morte di un mondo nella storiografia tardoantica*. In: *RSI* 114, 2002, S. 820–850, vertreten werden.

Wiederherstellung des städtischen Lebens änderte sich Salzman zufolge im Grundsatz auch mit dem Jahr 476 nichts; denn die Schwächung und die darauf folgende Abschaffung des Kaisertums sicherten die Dominanz der Senatsaristokratie in Zusammenarbeit mit den Militärbefehlshabern (S. 198–199) und die eigenen Erfolge bei der Wiederherstellung der Stadt und ihrer Lebenswelt. Dabei schätzt Salzman das Jahr 472 mit dem Höhepunkt des Bürgerkriegs, der Ermordung des Kaisers Anthemius und der Verwüstung Roms als Schlüsselereignis für die in der senatorischen Elite um sich greifende Erkenntnis ein, „that it was no longer desirable to have a resident western emperor“ (S. 241).

Anfangs dem Anschein nach eher ein beiläufiges Nebenthema, das gleichwohl in jedem Kapitel angesprochen wird, mutieren die Ausführungen über den – nach Salzman weitgehend fehlenden – Anteil der römischen Bischöfe und des Klerus am Wiederaufbau Roms nach den genannten katastrophalen Ereignissen später zu einem im Vergleich mit den Untersuchungen zur Senatsaristokratie nach und nach wichtiger werdenden – und ausführlicher behandelten – Sujet. Dabei interessiert sich die Autorin weniger für die von der römischen Zentrale des Christentums vertretenen dogmatischen Positionen, deren offensive Vertretung nach außen ja durchaus auch Auswirkungen auf Annahmen über den weltlichen Einfluß des Papsttums haben konnte, sondern verlegt sich hier wie bei der Senatsaristokratie ganz auf die Bedeutung für die Funktionstüchtigkeit der zivilen Gesellschaft Roms. Für die einzelnen Krisensituationen und deren Bewältigung weist sie beispielhaft nach, daß man den Bischöfen von Rom – anders als im Grundsatz denen in Konstantinopel – wenig wirklich politischen Einfluß attestieren kann. Der römische Bischof wurde nach Salzman durch Spannungen innerhalb des römischen Klerus und durch die Existenz anderer christlicher Glaubensrichtungen vor Ort geschwächt, die dem nizänischen Christentum Konkurrenz boten. Hinzu kam, daß selbst christliche Senatoren eine eigene „tradition of religious patronage“ (S. 111) betrieben, die keine Rücksicht auf Interessen des Bischofs nahm, Herausforderungen, auf die dieser im fünften Jahrhundert durch liturgische Maßnahmen reagierte, um mit den ihm zur Verfügung stehenden pastoralen Mitteln seine Autorität gegenüber der senatorischen Aristokratie zu unterstreichen.⁹ Dessenungeachtet erlaubten die Finanzen

9 Als Beispiele führt Salzman die Erinnerung an die göttliche Hilfe bei der Befreiung Roms vom Joch der Goten im Jahre 410 an, die sie in Leo M. serm. 84 behandelt sieht (S. 130–132), und die Schwerpunktverlagerung der bischöflichen Liturgie von

der Kirche keine großen Leistungen etwa beim Freikauf von Gefangenen und beim Kirchenwiederaufbau, nicht zuletzt weil der Bischof der Aristokratie nicht angehörte. Er blieb schwach und war abhängig von weltlichen Netzwerken, die ihm Hilfe zukommen ließen. Das Henotikon Kaiser Zenos und die Versuche des Kaisers und des Bischofs in Konstantinopel, die Kirche des Westens von den hier formulierten Positionen zu überzeugen, mußte der römische Bischof Felix III. (483–492) als „a direct attack on papal disciplinary authority“ (S. 235) auffassen. Um seine Position gegenüber dem Hof in Konstantinopel aber wirklich geltend machen zu können, war er auf Gesandte aus der Senatsaristokratie angewiesen, was deren wichtige Rolle nur unterstrich, bedeutete diese Beteiligung an kirchenpolitischen Fragen doch zugleich „an important avenue for them to influence the church without taking up clerical careers“ (S. 242).

Auch unter der Herrschaft Odoakers und der ostgotischen Könige konnte sich die Senatsaristokratie mit ihren innenpolitischen Verwaltungsaufgaben verwirklichen, wie Salzman unter anderem an Cassiodors ‚Varien‘ illustriert. Nicht nur der Ostgotenkönig – sieht man von den letzten Lebensjahren Theoderichs ab –, auch die römische Kirche setzte Vertrauen in den Senat, der entscheidend daran mitwirkte, den Einfluß Ostroms fernzuhalten, gerade während des Akakianischen Schismas. Im Krieg Justinians gegen die Ostgoten erlebte Rom sodann drei Belagerungen und zwei Einnahmen (537/538 durch Witigis, 545/546 und 549/550 durch Totila), die zum „breakdown of public norms“ (S. 260) führten, zu Hunger, Entvölkerung und Verwüstung. Bei den Bemühungen um Ausgleich für die erlittenen Verluste waren sowohl die Senatsaristokratie als auch die Kirche jetzt mehr denn je auf die Hilfe des Kaisers angewiesen. Mit der 554 erlassenen ‚Pragmati-

der Lateranbasilika zur Peterskirche im Vatikan durch Bischof Leo (S. 141–142; vgl. ferner M. R. Salzman: *Leo's Liturgical Topography. Contestations for Space in Fifth-Century Rome*. In: *JRS* 103, 2013, S. 208–232). Salzman sieht in Leos Handeln „one of the earliest episcopal attempts to contest for space“ (S. 142). – Als einen wichtigen Vorläufer Leos in dieser Hinsicht könnte man aber Bischof Damasus (366–384) nennen und auf dessen Epigramme für römische Märtyrer hinweisen (Damasus' Wirken fällt allerdings nicht in die Zeit eines der von Salzman behandelten ‚falls of Rome‘; vgl. nur den kurzen Hinweis S. 94–95). Diese Epigramme führten bereits ebenfalls zu einer Vereinnahmung römischer Topographie im christlichen Interesse und können zu den Versuchen „einer diskursiven Neubestimmung städtischer Identität“ (St. Diefenbach: *Römische Erinnerungsräume. Heiligenmemoria und kollektive Identitäten im Rom des 3. bis 5. Jahrhunderts n. Chr.* Berlin/New York 2007 [Millennium-Studien 11], S. 314) durch den römischen Bischof gezählt werden.

schen Sanktion¹⁰ sicherte Justinian seine Herrschaft über Italien ab, indem er das römische Kernland praktisch zu byzantinischem Provinzialgebiet machte. Dieses Gesetzeswerk stellt Salzman in den Mittelpunkt des sechsten Kapitels, um an ihm zu erklären, wie die Hoffnungen der römischen Senatsaristokratie auf Wiederherstellung ihrer alten Bedeutung enttäuscht und statt dessen die Bischöfe und das oströmische Verwaltungspersonal mit Macht und Einfluß ausgestattet wurden. Den wesentlichen Grund für den Niedergang der Senatsaristokratie und ihres Engagements für das Wohlergehen der Stadt Rom sieht Salzman wohl zu Recht in der Neuerung, daß fortan Bischöfe und lokale Eliten an der Berufung von Provinzstatthaltern beteiligt waren, „because it undermined the attraction of traditional civic senatorial office for wealthy landowners“ (S. 281). Hinzu kommt, daß Justinian keine sonderliche Rücksicht auf römische Befindlichkeiten nahm: Ostrom interessierte sich hauptsächlich für das italische Steueraufkommen, und der Wiederaufbau Roms war ohne Unterscheidung von anderen Städten des Westens auf Verteidigungszwecke zugeschnitten, nicht auf die Wiederherstellung der vergangenen römischen Lebenswelt, in die sich die Senatsaristokratie im Wettbewerb mit Standesangehörigen einbringen konnte. Daher war es für Vertreter der Elite attraktiver, sich auf ihre Landgüter zurückzuziehen oder in den Osten abzuwandern. Indem die alten römischen Verwaltungsstrukturen von der justinianischen Administration nicht wiederhergestellt wurden, sanken Einfluß und Prestige des Senats ab, während der Kaiser und die in Italien etablierte byzantinische Verwaltung umgekehrt die Macht der Bischöfe förderten – so daß jetzt auch der Kirchendienst in Rom für Angehörige der Aristokratie attraktiv wurde (S. 299, 322–323).

1.2 Würdigung der Ergebnisse

Das siebte Kapitel über „The Demise of the Senate“ (S. 300–336) zieht daraus die naheliegenden Schlüsse und skizziert zusammenfassend die Entwicklung des römischen Senats und des Papsttums bis zum Beginn des siebten Jahrhunderts. Salzman setzt sich zugleich deutlich von anderen Ansichten ab, etwa von der Meinung, der Bedeutungsverlust beruhe auf der Abschaffung des westlichen Kaisertums, sei eine Folge der Verbreitung christlicher

10 In dieser Maßnahme sieht H. Börm: Westrom. Von Honorius bis Justinian. 2., erweiterte und aktualisierte Aufl. Stuttgart 2018 (Urban-Taschenbücher), S. 153–154, das formale – und damit das eigentliche – Ende des antiken weströmischen Reiches. Salzman verwendet dieses Buch nicht.

Werte (S. 306) oder gar des wachsenden bischöflichen Einflusses (S. 308). Abschließend verfolgt sie an Belegen aus Briefen und Dialogen Papst Gregors I. (590–604) anschaulich den weiteren politischen Bedeutungsverlust des Senates. Statt auf den Senat konnten sich die Bischöfe mit ihren Anliegen nun auf den Exarchen und dessen Personal in Italien stützen. Im Gegenzug erwartete man vom römischen Bischof, „also to take responsibility for the citizens and the city more broadly“ (S. 323), wie Salzman an der Sorge des Papstes für Nahrungsmittel in Rom sowie an seinen Initiativen für Infrastruktur- und Verteidigungsmaßnahmen der byzantinischen Verwaltung aufweist. Und so stellt Salzman mit dem Eintritt Roms in siebte Jahrhundert fest: „the resilience that had marked the political life of the Roman senatorial aristocracy and had motivated individuals to return to the city to compete for office and to take up civic leadership dissipated“ (S. 335). Damit deutet sie das Ende des Senates als das endgültige Ende des antiken Roms.

Alles in allem bietet Salzman mit ihrem Argumentationsgang eine recht überzeugende Deutung für die Bewältigung spätantiker Krisenereignisse, von denen die Stadt Rom betroffen war, in ganz wesentlichem Maße durch den römischen Senat und die Ausübung seiner traditionellen Rolle – während sie den Bischöfen diese Funktion abspricht. Die in anderen Darstellungen für Niedergangsszenarien gern herangezogene Entwicklung des römischen Reiches in der Spätantike läßt sie zugunsten der Konzentration auf die Stadt Rom und den hier wirkenden Senat weitgehend beiseite. Für sie verkörpert der Senat trotz aller Krisensituationen bis zu den Maßnahmen Justinians Mitte des sechsten Jahrhunderts das ungebrochene antike römische Selbstverständnis, für das die Stadt Rom und deren Wohlergehen steht. Die damit getroffene Selektion dient ihrer Fragestellung und erlaubt die genaue Beleuchtung eines Themas, das in ihren Augen für das Urteil über das Ende des antiken Roms den Ausschlag gibt.

Man kann zunächst den Eindruck gewinnen, bei diesem Buch handle es sich um eine Reihe von Fallstudien zum Umgang mit Krisen. Salzman konzentriert sich in der Tat – unter anderem mit Hilfe prosopographischer Abschnitte, die das Wirken von Vertretern der etablierten senatorischen Elite und von Aufsteigern beleuchten – auf das Agieren des Senats in den Jahren, die unmittelbar auf den jeweils behandelten ‚fall of Rome‘ folgten, um den von ihr in den Mittelpunkt gestellten Resilienzaspekten Geltung zu verschaffen, entwickelt aber jedesmal ein Darstellungskontinuum, indem sie die Einzelfälle durch Überleitungen, die einführende beziehungsweise zusammen-

fassende Funktion haben, ereignisgeschichtlich verbindet. Auf diese Weise gestaltet sie den Text leserfreundlich mit klarer Zielsetzung, klaren Urteilen und klaren Ergebnissen. Durch den jeweils ähnlichen Kapitelaufbau ergibt sich für den Leser ein einprägsamer Wiedererkennungswert, ohne daß die Unterschiede zwischen den Einzelfällen eingeebnet werden. Auch wenn man sich im Laufe der Lektüre des öfteren fragen mag, warum Salzman immer wieder die fehlende Mitwirkung der Bischöfe am Wiederaufbau des Lebens in Rom anspricht, klärt sich dies schließlich in einem Sinne, der den Anteil der römischen Bischöfe am Ende des antiken Roms signifikant ausleuchtet. Salzman urteilt aufgrund umfassender Quellenkenntnis und unter Verwendung der gesamten einschlägigen englischsprachigen Literatur, während die Literatur in anderen Sprachen selektiv eingearbeitet ist. Sie hat sich lange Jahre mit der Thematik beschäftigt, die sie jetzt in diesem Buch abgerundet dargestellt vorlegt, wie die zahlreichen Aufsätze zu bestimmten Einzelfragen belegen, die sie in ihr Literaturverzeichnis aufgenommen hat (S. 400–430, hier S. 423–425). Die Studie fördert nicht nur das Verständnis für die Wirkung von Resilienz in der Spätantike, sondern letztlich auch für ganz wesentliche Aspekte, die für Rom, Italien und den westlichen Mittelmeerraum den Übergang von der Antike ins Frühmittelalter markieren und die sie an der Rolle der römischen Senatoren exemplifiziert.¹¹

2. Kyle Harper – Klimawandel und Infektionskrankheiten als maßgebliche Ursachen für den Niedergang Roms

Michele Renee Salzman stellt in ihrer Studie eine bestimmte Einzelfrage in den Mittelpunkt, um an ihr das Weiterwirken eines ausschlaggebenden Elementes antiken römischen Selbstverständnisses und dessen Verkörperung

11 Einige Druckfehler sind auffällig: Sie treten besonders bei Eigennamen und in deutschen Titeln im Literaturverzeichnis auf; ein paar Beispiele für Eigennamen: „Helmut Leppin“ statt richtig ‚Hartmut Leppin‘ (S. IX), „Fabius Titianus“ statt ‚Fabius Titianus‘ (S. 72), „Campus Marius“ statt ‚Campus Martius‘ (S. 121), „Stifensis“ statt ‚Sitifensis‘ (S. 143), „Alföldi, G.“ statt ‚Alföldy, G.‘ (S. 400), „Schwarz, E.“ statt ‚Schwartz, E.‘ (S. 425), „Weisweiler“ und „Witschell“ mit jeweils einem überflüssigen ‚l‘ (S. 429). – Zwei der sechs Karten beginnen auf einer ungeraden Seite und werden auf der folgenden geraden Seite fortgesetzt, so daß man sie nicht auf einen Blick erfassen kann und umblättern muß (S. 5–6 und S. 167–168), was vor allem für die Nachverfolgung von Bestandteilen der Legenden (S. 5 und S. 168) unpraktisch ist. – Eine Reihe kleinerer sachlicher Unzulänglichkeiten ist zusammengestellt in der Rezension von J. W. P. Wijndaele: JRS 112, 2022, S. 352–353, hier S. 353.

durch den Senat aufzuzeigen, das von der immanenten Voraussetzung einer Identifikation von *urbs* und *orbis* getragen zu sein scheint¹², bis Justinians Verwaltungsreformen für Italien diesem Element durch strukturelle Veränderungen ein Ende bereiteten und so Mitte des sechsten Jahrhunderts ein bedeutendes Signal für den Abschluß der Antike markierten. Es ist kaum ein größerer Gegensatz vorstellbar als zwischen der Fragestellung und dem Ergebnis in den Monographien von Michele Renee Salzman und Kyle Harper: Salzman verfolgt ihren eigenen Weg, den sie sich ohne starre Festlegung auf Positionen der ‚transformationals‘ und erst recht der ‚catastrophists‘ bahnt, wie sie die Vertreter dieser Paradigmen nennt – Harper steht vorbehaltlos auf seiten der ‚catastrophists‘. Salzman richtet den Blick auf den Resilienzgedanken und leitet daraus folgerichtige Schlüsse für das Gesamtgeschehen ab – Harper stellt Untergangsszenarien für das ganze römische Reich in den Mittelpunkt, für dessen Ende er Umwelteinflüsse verantwortlich macht. Salzman wirft einen genauen Blick in die Quellen, um ihre Fragestellung zu einer plausiblen Lösung zu führen – Harper zieht vor allem auch naturwissenschaftliche Literatur zu Klima und Seuchen in allen Epochen heran und nutzt ausgewählte Quellenpassagen, in denen er seine Vorstellungen bestätigt sehen möchte.

Die amerikanische Originalausgabe erschien am 24. Oktober 2017,¹³ die deutsche Übersetzung am 16. März 2020¹⁴. Ein bedenkenswertes Wort aus dem Untertitel der Originalausgabe fehlt in der deutschen Fassung: „disease“. Wäre die Übersetzung später im Jahr 2020 veröffentlicht worden, so hätte es wohl nicht gefehlt und etwa als „Pandemie“ Eingang in den deutschen Untertitel gefunden. Diese Vermutung basiert auf der Beobachtung, daß sich das Buch an einen breiten Leserkreis wendet und darauf inhaltlich und sprachlich abgestellt ist. Es will den Leser bei seinen Gegenwartserfah-

12 Zu diesem Gedanken vgl. M. Fuhrmann: Die Romidee in der Spätantike. In: HZ 207, 1968, S. 529–561. Wiederabgedruckt in: B. Kytzler (Hrsg.): Rom als Idee. Darmstadt 1993 (Wege der Forschung 626), S. 86–123, hier S. 90.

13 K. Harper: *The Fate of Rome. Climate, Disease, and the End of an Empire*. Princeton, NJ/Oxford 2017. Das Datum ist auf der Webseite des Verlags angegeben: <https://press.princeton.edu/books/hardcover/9780691166834/the-fate-of-rome> (26. Mai 2023).

14 Datum nach: <https://www.chbeck.de/harper-fatum/product/30150044> (26. Mai 2023).

rungen abholen,¹⁵ ohne diese Tatsache, abgesehen vom Epilog („Triumph der Menschheit“¹⁶, S. 413–419), allzu sehr in den Vordergrund zu rücken. Immanent freilich wird dieser Gedanke auf subtile Weise ständig evoziert. Das liegt unter anderem daran, daß Harper ein düsteres, negatives Bild für eine Entwicklung des römischen Reiches entwirft, das sich seit den letzten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts n. Chr. in einem sozusagen unaufhalt-samen Abstieg befand, aus dem es kein Entrinnen zu geben schien; immer schlimmer wurden die Zustände, bis das Imperium zusammenbrach. Hierdurch verfestigen sich Eindrücke, deren suggestive Kraft den Leser, der sich von diesem Gedankengang fesseln läßt, für die Positionen Harpers zu ver-einnahmen vermag, ohne daß er noch nach den wissenschaftlichen Voraus-setzungen für das Zustandekommen dieser Ergebnisse fragt. Dies liegt so nahe, gerade weil der Autor, wenn auch ohne diese Ansicht deutlich auszu-sprechen, immer wieder eine Überlegenheit der klaren Ergebnisse zu harten Fakten präsentierenden Naturwissenschaften über das kompliziert zu hand-habende methodische Repertoire der Geisteswissenschaften und des ihnen verfügbaren Quellenbestandes, das mühsam zum Sprechen gebracht werden muß, ins Feld führt (dazu unten mehr). Darin kann man durchaus ein de-terministisches Denken erkennen, das aber in der Geschichtswissenschaft nichts zu suchen hat, vielmehr vorwissenschaftlicher Geschichtsbetrachtung bis zum Historismus eigen war.

Es paßt zu dieser Beobachtung, daß sich Harper des öfteren auf Edward Gibbon beruft und ihn zitiert (etwa S. 18, 31, 42, 55, 181, 300, 411, 415). Dabei drängt sich der Eindruck auf, er wolle mit seinen Vorstellungen zu ‚Decline and Fall of the Roman Empire‘ in Gibbons Fußstapfen treten, auch wenn er mit modernen, naturwissenschaftlich begründeten und vor allem aus gegenwärtiger Perspektive interessant wirkenden Gründen ganz andere Ursachen als Gibbon für Roms Ende namhaft macht. Eine solche Art Gibbon-Nachfolge ist nicht ganz ungefährlich. Gibbons Darstellung ist über weite Strecken zwar eine fesselnde Lektüre und hat auch etwa hinsichtlich der Quellenkritik durchaus wissenschaftlich anmutende Züge, vertritt letz-ten Endes in seiner frühneuzeitlichem Denken verpflichteten pragmatisch-didaktischen Geschichtsauffassung aber doch noch eine vorwissenschaft-

15 Harper will mit dem Fatum des römischen Reiches „ein Kapitel in der immer noch andauernden Geschichte unseres Verhältnisses zur Umwelt“ (S. 20–21) schreiben: „Das Schicksal Roms kann uns daran erinnern, dass die Natur raffiniert und unbe-rechenbar ist“ (S. 21).

liche Sichtweise, die in der optimistischen Manier der Aufklärung von dem Bewußtsein getragen wird, daß die Menschheit, vermeidet sie die Fehler der Vergangenheit, verbesserungsfähig ist und unter dieser Voraussetzung guten Gewissens einer positiven Zukunft entgegensehen kann. Will Harper das mit seiner Deutung unter Einbeziehung neuester naturwissenschaftlicher und medizinischer Erkenntnisse ebenfalls aussagen? Das ist wohl eher nicht der Fall, denn er zeichnet ein von vornherein düsteres Szenario, das den heutigen Leser – ohne den Optimismus der Aufklärung – ganz automatisch an die Klimakrise des 21. Jahrhunderts und die ebenfalls sehr aktuelle Covid-19-Pandemie denken läßt, also für die Zukunft der heutigen Menschheit in Analogie zum Schicksal des römischen Reiches nichts Gutes hoffen läßt. Sollte Harper aber doch Gibbons Auffassung nacheifern, bewegt er sich damit strenggenommen außerhalb des wirklich wissenschaftlichen Bereichs. Allerdings versteht Harper Gibbon wohl falsch, wenn er annimmt, dieser sehe „im Aufstieg und Fall von Rom das unvermeidliche Schicksal *aller* Reiche“ (S. 18; Hervorhebung vom Rezensenten); denn eine solche Sichtweise paßt ganz und gar nicht in das Denken eines Vertreters der (Spät-)Aufklärung.¹⁶

2.1 Harpers Gedankengang

Harper führt Roms Weg in den Untergang in sieben Kapiteln vor. Mit „Umwelt und Imperium“ (S. 23–46) stimmt er den Leser auf sein Thema ein: Ausgehend von dem stabilen Imperium Romanum des frühen Prinzipats, das den gesamten Mittelmeerraum umfaßte, verweist er über die „altvertrauten Theorien“ zu Roms Niedergang hinaus auf „*natürliche Archive*“ (S. 33; Hervorhebung im Original), die seines Erachtens heutzutage klare Informationen über die Klimaverschlechterungen in Antike und Spätantike – nach einem Klimaoptimum bis ca. 150 n. Chr. eine Übergangszeit bis 450 n. Chr., gefolgt von der sogenannten spätantiken kleinen Eiszeit von ca. 450 bis um 700 – bereithielten. In Verbindung mit dem seinerzeit noch nicht von Menschen verursachten Klimawandel seien durch Lebensweise und Verhalten des Menschen unwissentlich verbreitete Infektionskrankheiten aufgetreten, die sich teilweise zu pandemischen Seuchenzügen ausgewachsen und zu erheblichem Bevölkerungsschwund geführt hätten. Beide Phänomene hätten

16 Vgl. dagegen etwa das Urteil in der weiter unten (S. 390–399) besprochenen Monographie von Edward Watts, der die Zielsetzung von Gibbons Werk weit zutreffender zusammenfaßt (vgl. unten S. 399 zu Watts, S. 231–232).

nach und nach für einen Niedergang des römischen Reiches gesorgt und ihm letztlich das Ende bereitet.

Sodann folgen mit einem Kapitel über „Das glücklichste Zeitalter“ (S. 47–104) Ausführungen über das Leben und die Lebensgrundlagen im römischen Reich des zweiten Jahrhunderts n. Chr. bis zu dem von Harper für das Jahr 165 konstatierten Auftreten der „vielleicht erste[n] Pandemie in der Geschichte der Menschheit, [...] ein[em] Wendepunkt in der Geschichte des Römischen Reichs“ (S. 49)¹⁷. Er geht auf eine durchaus stabile gesellschaftliche Entwicklung ein, auf das Bevölkerungswachstum, die hohe Sterblichkeit, die wirtschaftlichen Grundlagen und deren Absicherung durch das von ihm in seiner Funktionsweise ausführlich vorgestellte „römische Klimaoptimum“ (S. 69–90), auf Maßnahmen zur Bevölkerungsversorgung und die Medizin, deren Leistungen er als „wahrscheinlich eher schädlich als hilfreich“ (S. 96) qualifiziert. Zudem liefert er unter anderem recht konkrete Zahlen zum Umfang des römischen Militärs (rund 500 000 Soldaten)¹⁸ und zu den Bevölkerungszahlen des Reiches (rund 75 Millionen)¹⁹, deren klima- und krankheitsbedingter Schwund das Imperium später in nicht mehr zu überwindende Schwierigkeiten gebracht habe.

- 17 Später, in einer Anmerkung zur justinianischen Pest, nennt er freilich diese in der Gesamtdarstellung als dritte Pandemie vorgestellte Seuche „die erste Pandemie“ (S. 485–486 Anm. 75 [hier S. 485] zu S. 340), ebenso in der Zusammenstellung der Beulenpestausbrüche zwischen 558 und 749 (S. 435). Möglicherweise meint er an diesen Stellen die erste Pestpandemie.
- 18 Vgl. S. 56. Wenige Seiten vorher liefert Harper bescheidenere Zahlen (S. 53): „In den dreißig Legionen standen ungefähr 160 000 Mann unter Waffen. [...] In Wirklichkeit stellten die Legionen kaum die Hälfte des gesamten Militärs. Hilfstruppen [...] ergänzten die Streitkräfte.“ Die so angedeuteten Zahlen summieren sich auf weniger als eine halbe Million Soldaten.
- 19 Vgl. S. 57–58. Diese ermittelt Harper auf etwas spekulativem Wege und beruft sich hierfür auf Fachliteratur, die seit dem 19. Jahrhundert seines Erachtens „dank der geduldigen Arbeit und der gewissenhaften Beweisführung etlicher Forscher“ bis heute „immer präzisere und plausiblere Zahlen vorgelegt“ habe, denen man „mit Vorbehalt“, wie er bekennt, folgen könne, „[o]bwohl genaue Zahlenangaben irreführend sind“ (S. 454–455 Anm. 19 zu S. 57). Doch ist an der Überlegenheit heutiger Forschungen zu Bevölkerungszahlen des römischen Reiches und ihren Auswirkungen ebenso wie gegenüber älteren Untersuchungen Skepsis angebracht. Zu den Unzulänglichkeiten der Argumentation mit Bevölkerungsschwund als Grund für Roms Untergang vgl. auch Demandt (wie Anm. 2), S. 363–364.

Das dritte Kapitel stellt „Apollos Rache“ (S. 105–179) vor. Auf der Grundlage von Feststellungen zur – seiner Meinung nach im Durchschnitt recht schlechten – Gesundheit und niedrigen Lebenserwartung im römischen Reich, die Harper vor allem auf die unhygienischen Zustände in den Städten zurückführt, konstatiert er die Kombination eines „verfrühte[n] Sprung[s] in der gesellschaftlichen Entwicklung mit einem biologischen Rückschlag“ (S. 125) und stellt Durchfallerkrankungen, Malaria, Tuberkulose und Lepra als todbringende Krankheiten vor, mit denen die Römer sich konfrontiert sahen. Den römischen Handel über den Indischen Ozean mit Luxuswaren aus dem Osten sieht er als „einen Supraleiter für neu aufkommende Infektionskrankheiten“ (S. 150) an. Und damit ist er bei der „großen Seuche“ (S. 151–175), der antoninischen Pest, in der er unter Berufung auf die Beschreibung der Krankheitssymptome bei Galen eine Pocken-Pandemie (S. 158–163) sieht. Harper rechnet mit sieben bis acht Millionen Toten im Reich (S. 174–175) und konstatiert trotz demographischer Erholung in der Folgezeit „einen Wendepunkt“ (S. 175): „Die Seuche erschütterte das ganze System“ (S. 178).

Im Kapitel „Das Greisenalter der Welt“ (S. 181–237) stehen der Klimawandel des dritten Jahrhunderts, zunehmende Trockenheit nach Ende des Klimaoptimums (S. 195–204) und die „möglicherweise“ (S. 216) infolge dadurch bewirkter ökologischer Veränderungen ausgebrochene cyprianische Pest im Mittelpunkt, für die Harper eine ebolaähnliche Erkrankung wahrscheinlich zu machen sucht (S. 205–217).²⁰ Die Auswirkungen dieser Naturereignisse verdichtet Harper zu einer tiefen „Krise des dritten Jahrhunderts“, dem „erste[n] Fall des Römischen Reichs“, der „zu einer radikalen Verwandlung“ führte (S. 185). Dabei macht er „die Pandemie“ zu „eine[r] Ursache für die militärische Krise“ (S. 220) des dritten Jahrhunderts und weist der „Umwelt eine Hauptrolle bei der Schicksalswende des Reichs“ (S. 185) zu. Er konstatiert den „Kollaps der althergebrachten Traditionen“ und „eine totale Katastrophe für die traditionellen Kulte“ (S. 234). Diese Ausführungen bettet Harper in eigenwillig akzentuierte Aussagen zur Severerdynastie und zu der in der deutschen Forschung auf den Zeitraum von 235 bis 284 bezogenen Soldatenkaiserzeit ein (dazu unten mehr), die für ihn freilich erst mit dem Herrschaftsantritt des Claudius Gothicus im Jahre 268 begann. Damit

20 Zur grundsätzlichen methodischen Problematik retrospektiver Diagnostik vgl. pointiert F. Steger: *Antike Medizin. Einführung und Quellensammlung*. Stuttgart 2021 (BGL Studium 6), S. 112.

stellt Harper gegenüber dem späten zweiten Jahrhundert für das dritte eine Beschleunigung – und beinahe einen Abschluß – des Niedergangs fest, dem zu entrinnen gemäß dem durch die Lektüre gewonnenen Eindruck immer unmöglicher zu werden schien; denn das römische Reich „überschritt seine Resilienzschwelle“ (S. 184).

Das Kapitel „Fortunas schnelles Rad“ (S. 239–291) schlägt eine Brücke über die Ausführungen zur zweiten und zur dritten Pandemie. Der Stabilisierung des römischen Reiches durch Diokletians und Konstantins Reformen entspricht interessanterweise eine gewisse Beruhigung des Klimas („günstig, aber unbeständig“, S. 256). Harper bietet Elemente eines Überblicks zum gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustand des Imperiums und zu seinen Bevölkerungsschichten, seinen Städten und Regionen im vierten Jahrhundert und endet mit der Westbewegung der Hunnen Richtung Europa, in denen er „bewaffnete Klimaflüchtlinge zu Pferde“ (S. 282) sieht. Mit der Aussage, es müsse „der ‚Fall‘ des Westreichs in das Jahr fünf von 405 bis 410 datiert werden“ (S. 286), trifft er sich mit den Katastrophenszenarien, die Peter Heather hinsichtlich des Eindringens barbarischer Verbände in das römische Reich entwirft.²¹

Mit dem Kapitel „Die Weinpresse des Zorns“ (S. 293–354) wechselt Harper in das sechste Jahrhundert und die Zeit Justinians, stellt dessen Gesetzgebungswerk, Baupolitik und die Rückeroberung des Westens vor. Vor diesem Hintergrund bespricht er die Übertragungswege des Pest-Bakteriums und ordnet dessen Weg vom Fernen Osten ins römische Reich in die Handelsrouten über den Indischen Ozean (S. 316–318) und die durch die ‚kleine Eiszeit‘ hervorgerufene weitere Klimaverschlechterung ein, die seines Erachtens Einfluß auf Nagetiere als Wirte dieses Bakteriums und dessen Verbreitung (S. 319–321) sowie auf die herabgesetzte Widerstandsfähigkeit der Menschen aufgrund der schlechteren Ernährungslage (S. 339) hatte. Wie so oft, entwickelt Harper diese Aussagen mit einem naturwissenschaftlichen Fundament, das große Gewißheit suggeriert, indem er Erkenntnisse zu tierischen Verhaltensweisen von heute mit denkbaren Entwicklungen in der Antike parallelisiert, die er mit kleinen Einschränkungen wie „möglicherweise“ (S. 320) und „vielleicht“ (S. 321) versieht. Unter der Überschrift „Am Rande der Auslöschung der menschlichen Spezies“ (S. 322–341) behandelt er sodann das Aufkommen und Wirken der Beulenpest im römischen Reich

21 Vgl. zum Beispiel Heather (wie Anm. 4).

unter Einschluß der Ausbreitungswege, der Übertragungsvarianten und des Krankheitsverlaufs. Für die Todesrate („Die Sterberaten lassen sich nicht genau benennen“, S. 337) bietet er in letztlich widersprüchlicher, zugleich jedoch ein Katastrophenszenario suggerierender Manier „vorsichtigste[] Schätzungen“ von „50 bis 60 Prozent“ der Gesamtbevölkerung (S. 330; vgl. S. 340) und „ungefähr 80 Prozent“ der Infizierten (S. 324). Das Kapitel endet mit einem Überblick zum wiederholten Aufflackern der justinianischen Pest in verschiedenen Regionen zwischen 541 und 749,²² nach deren Verlöschen Harper das Mittelalter beginnen läßt (S. 352).

Im Schlußkapitel „Das Jüngste Gericht“ (S. 355–411) stellt Harper das eschatologische Denken dieser Zeit in den drei großen monotheistischen Religionen und die Förderung der Endzeiterwartungen durch die Beulenpest, die Klimaverschlechterung und diverse andere Naturkatastrophen in den Mittelpunkt. Er bietet einen Überblick zu Zerfalls- und Kraftzonen im (teilweise inzwischen ehemaligen) römischen Reich und skizziert die aus seiner Sicht wesentlichen Ereignisse bis zum Aufkommen des Islam. Die arabischen Eroberungszüge der 630er und 640er Jahre sind für ihn „vielleicht“ ein „letzter Akt des Untergangs des Römischen Reichs“ (S. 409).

2.2 Allgemeine Beobachtungen

Das im Zeitverlauf vom späten zweiten bis ins sechste und siebte Jahrhundert immer dunkler werdende Bild, das Harper vom römischen Reich und von dessen unausweichlich erscheinendem Verfall entwirft, wirkt auf den Leser mit suggestiver Kraft und ermöglicht ihm, den Weg einer dem Untergang geweihten Welt zu verfolgen. Dazu trägt gerade auch eine Sprache bei, die zum Teil dramatisierende und pathetische, wenn nicht sensationsheischende Formeln verwendet, etwa indem Harper davon spricht: „Die Malaria schwebte gleich einem Leichentuch über der Stadt Rom und Kerngebieten des Imperiums“ (S. 132), oder formuliert: „[H]inzu kamen die extremen Dürreperioden, die das Todesröcheln der Erde selbst zu sein schienen“

22 Hierfür nutzt er vor allem das bei D. Ch. Stathakopoulos: *Famine and Pestilence in the Late Roman and Early Byzantine Empire. A Systematic Survey of Subsistence Crises and Epidemics*. Aldershot 2004 (Birmingham Byzantine and Ottoman Monographs 9) zusammengestellte Material. Vgl. auch die Übersicht der „Ausbrüche während der ersten Pandemie (558–749 nach Chr.)“ im Anhang bei Harper, S. 435–450.

(S. 250)²³. Gedanken an den Klimawandel des 21. Jahrhunderts liegen nahe und stellen sich bei der Lektüre immer wieder von selbst ein, wenn Harper zum Beispiel mit Bezug auf das vierte Jahrhundert daran erinnert, daß „der Klimawandel eine Kettenreaktion von Völkerwanderung und Flüchtlingskrisen auslöste“ (S. 237). Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als nutze er Beobachtungen aus der Gegenwart, um sie auf die Antike zu übertragen, wenn er etwa über den Pfefferhandel formuliert: „Es war nicht das letzte Mal, dass Konsumentenwünsche zu einer globalen Umwälzung mit ungeahnten Folgen führten“ (S. 147). Angesichts dessen, dass Pfeffer ein Luxusgut war, das sich eigentlich nur die Oberschicht leisten konnte, wirkt diese Aussage allerdings stark übertrieben.

Den weniger informierten Leser freilich nimmt eine solche Darstellung gefangen. Harper versteht es, fesselnd zu erzählen. Die Kapitel sind geschickt aufgebaut, beginnen oft mit einem Fallbeispiel, das anhand thematisch passender Äußerungen in literarischen Quellen ausgewählt ist, etwa aus Werken des Arztes Galen, des Rhetors Aelius Aristides, des Dichters Claudian oder des Papstes Gregor; auch Cyprian, Prokop und Johannes von Ephesus kommen zu Wort. Das Fallbeispiel wird sodann ins Allgemeine geweitet, in die von Harper ausgewählten Tendenzen der Zeit eingeordnet, auch werden ihre ereignisgeschichtlichen Voraussetzungen erläutert, vor allem aber die jeweiligen klimatischen Verhältnisse und die auftretenden Infektionskrankheiten, beides immer auch mit naturwissenschaftlichen Hintergrundinformationen, die teilweise aus der modernen Wissenschaft stammen und für moderne Szenarien und Befunde ermittelt wurden, jedoch von Harper auf die Antike übertragen werden. Alles ist zudem sprachlich und inhaltlich sorgfältig mit einer deterministisch anmutenden Niedergangs-, Verfalls- und schließlich Untergangsstimmung garniert. Angesichts dessen wirkt der von Harper des öfteren evozierte Resilienzgedanke wie ein salvatorisch verwendeter Begriff. Resilienz wirkt bei ihm allenfalls begrenzt (S. 43–44, 75, 84–

23 Vgl. ferner S. 46: „die Neutronenbombe der Beulenpest“; S. 374: „Wie eine gewaltige Eiche, die ihre letzten Säfte aus einem verfaulenden Wurzelwerk zieht, starb das Imperium langsam von innen heraus.“ Auch manche Zwischenüberschriften gehen in diese Richtung. Hinzu kommt die häufige Verwendung Menetekel ankündigender Adjektive wie „fatal“ (S. 33), „übermächtige“ (S. 39), „erbarmungslose“ (S. 41), „unwiederbringlich“ (S. 250), „entsetzlichen“ (S. 345). Dieser Tendenz entspricht auch der Buchtitel „Fatum“. Der hier festgestellte Trend ist nicht der Übersetzung geschuldet, liegt vielmehr der Originalausgabe zugrunde, wie Stichproben gezeigt haben.

85, 91, 175–176, 365) und geht daher schnell verloren (S. 178, 184, 196, 204), so daß es beinahe als ein Widerspruch erscheint, wenn er für das römische Reich zu der Zeit des Gallienus von „großen Resilienzreserven“ (S. 223) spricht – erst recht angesichts der vorher getroffenen Aussage: „Die Verkettung [...] unvermittelter Schläge, die das Imperium in den 240er und 250er Jahren trafen, überforderte das System und überschritt seine Resilienzschwelle“ (S. 184). Infolge der allenthalben in den Vordergrund gerückten Untergangsszenarien erweckt der Resilienzgedanke vielmehr den Eindruck einer *Quantité négligeable*.

Besonders auffällig ist die Rolle der Leistungsfähigkeit naturwissenschaftlicher Verfahrensweisen und Erkenntnisse, deren Verdienste Harper im Zusammenhang mit seinem Thema immer wieder – vor allem zu Lasten der (hierdurch indirekt in Frage gestellten) Zuverlässigkeit literarischer Quellen – in den Vordergrund rückt. Er scheint damit auf die – vor allem naturwissenschaftlich orientierte – Wissenschaftsgläubigkeit eines Publikums zu setzen, dem er verlässliche Ergebnisse zu präsentieren vorgibt und so eine in scheinbarer Faktenorientierung unangreifbare – und zugleich erstaunlich optimistische – Wissenschaftsorientierung seiner Darlegungen suggeriert, wie sie einer fachlich nicht vorgebildeten Leserschaft einleuchten mag. Cassiodors vermeintlich wissenschaftliche Erklärungen zu Naturphänomenen wie einer kraftlosen Sonne,²⁴ die vor allem als „eine virtuose rhetorische Darbietung“ (S. 363) herausgestellt werden, konfrontiert Harper mit Untersuchungen an Eisbohrkernen und mit dendrochronologischen Erkenntnissen zu Vulkanausbrüchen der zweiten Hälfte der 530er Jahre, die „kaum mehr Zweifel“ (S. 364) an der gegenüber Cassiodors Deutung hinsichtlich der ‚wahren‘ Gründe für die Klimaveränderung präzisierten und berichtigten Interpretation übrigließen. Immer wieder verweist Harper auf die Aussagekraft der „natürlichen Archive“, die „den Beweis für das schriftliche Zeugnis der Menschen“ böten (S. 197) oder fehlende Äußerungen wie bei den Gründen für die Westbewegung der schriftlosen Hunnen ersetzen (S. 281). Die vorhandenen literarischen Quellen werden in diesen Fällen aber gern aus dem Zusammenhang gerissen und zum Nennwert genommen (etwa S. 196, 254, 357, 367).²⁵ Wo die naturwissenschaftliche Beweiskraft für die Umweltprobleme, die Harper zufolge Roms Untergang bewirkten, nicht ausreicht, er-

24 Cassiod. var. 12,25.

25 Vgl. auch die Beispiele unten in Kap. 2.3.

weckt der Autor oftmals den Eindruck, als fehle nur noch wenig Forschung und der schlagende Nachweis liege bald vor (Beispiele S. 164, 307, 320, 335). Die damit dokumentierte Vorsicht weicht aber gern zugunsten des auf diese Weise zugleich herausgestellten Optimismus in den weiter folgenden Ausführungen einer eingehenden Darstellung, die die fehlende Sicherheit überspielt, auch wenn hier und da Relativierungen, wie beispielsweise „Spekulation“ (S. 333), eingestreut werden. Das Changieren zwischen Vorsicht und Gewißheit spielt ebenfalls eine Rolle bei der Annahme einer Pockenerkrankung für die antoninische Pest²⁶ und bei der Vorstellung eines ebolalähnlichen Virus als Kandidaten für den Auslöser der cyprianischen Pest (S. 212–217).²⁷

Zwar folgt man Wilhelm Diltheys Unterscheidung zwischen naturwissenschaftlicher ‚nomothetischer‘ und geisteswissenschaftlicher ‚idiographischer‘ Methode heutzutage infolge des Einflusses sozialwissenschaftlicher Verfahrensweisen nicht mehr so strikt wie sein Urheber, doch ist Harpers Darstellung anzumerken, daß er gewisse Schwierigkeiten hat, den Erfordernissen im Umgang mit literarischen Quellen wirklich gerecht zu werden und sie nicht in ein nomothetisches Korsett zu zwingen. Dies liegt nämlich an dem

26 S. 109: „aller Wahrscheinlichkeit nach die Pocken“; danach sozusagen als Tatsache behandelt: S. 142 und S. 157, auch wenn S. 157 zugestanden wird: „Retrospektive Diagnose ist eine gewagte Sache.“ Vgl. auch oben Anm. 20.

27 Für Einzelheiten zur Kritik an Harper, was seine Argumente hinsichtlich klimatischer Veränderungen und der sich zu drei großen Seuchenzügen auswachsenden Gefahren durch Infektionskrankheiten für den Untergang des römischen Reiches betrifft, sei verwiesen auf J. Haldon/H. Elton/S. R. Huebner/A. Izdebski/L. Mordechai/T. P. Newfield: *Plagues, Climate Change, and the End of an Empire. A Response to Kyle Harper's The Fate of Rome*. 3 Teile. In: *History Compass* 18, 2016, H. 12 (e12508, e12506 und e12507), URL: <https://doi.org/10.1111/hic3.12508>, <https://doi.org/10.1111/hic3.12506> und <https://doi.org/10.1111/hic3.12507>. Die Autoren konzentrieren sich bei der Darstellung ihrer Kritik auf die in der hier vorliegenden Rezension nicht so sehr in den Mittelpunkt gerückten Forschungen zur Klima- und Seuchenproblematik in der römischen Kaiserzeit und Spätantike. Sie werfen Harper in diesem Zusammenhang Einseitigkeit, Übertreibung und Simplifizierung beim Einsatz dieser Themen für die von ihm heraufbeschworenen Katastrophenszenarien vor, unter anderem durch Selektion ihm passend erscheinender Literatur zu Klima und Krankheiten, die dem Katastrophendenken gerecht wird, ohne Gegenstimmen zu berücksichtigen, durch Isolierung herangezogener Quellenstellen, Simplifizierung von Kausalzusammenhängen in der Wechselwirkung des Klima- und Seuchengeschehens mit dem gesellschaftlichen, administrativen und wirtschaftlichen Kontext und fehlende Abrundung des Gesamtbildes durch andere Niedergangs- beziehungsweise Transformationsfaktoren.

mit seinen Untergangsszenarien verbundenen Determinismus und seiner mit Gründen des Klimawandels und der Infektionskrankheiten zusammenhängenden Tendenz zu übersteigert einseitiger Kausalität der Erklärungen für den von ihm festgestellten stufenweise voranschreitenden Niedergang Roms. Aus der ganzen Darstellung spricht die Überzeugung von der Dominanz naturwissenschaftlicher Erkenntnisse gegenüber solchen der Geisteswissenschaften.²⁸ Das damit verbundene Bekenntnis zur Faktenorientierung hat im Umgang mit erzählenden Quellen zur Folge, daß diese gern zum Nennwert genommen werden (dazu unten mehr), und dafür spricht auch, daß Harper archäologischen Quellen mehr als literarischen vertraut (S. 374; vgl. auch S. 335), ob zu Recht, dürfte fraglich sein.

2.3 Literarische Quellen bei Harper

Aus diesen Gründen sei ein Blick auf Harpers Umgang mit literarischen Quellen und deren Intentionen geworfen. Panegyrische Äußerungen etwa bereiten Harper einige Schwierigkeiten. So spricht er über die „enthusiastischen Lobhudeleien“ des Aelius Aristides in dessen Rede vor Kaiser Antoninus Pius (S. 55) und bewertet Einzelheiten des Alexandria gewidmeten Städtelobs durch Dion von Prusa²⁹ in Kombination mit außerdem herangezogenen archäologischen Quellen als ernsthaften Beleg „der beginnenden Globalisierung“ (S. 150). Aber auch mit Geschichtsschreibung macht es sich Harper zu einfach. Die pauschale Aussage: „[B]ei Dio spiegelt sich die hochmütige Verachtung des Senatorenstandes gegenüber den späteren Vertretern

28 Vgl. S. 42–43, auch wenn zugestanden wird, „hier soll[e] vermieden werden, das Gefüge von Ereignissen reduktionistisch zu simplifizieren. Das Verhältnis zwischen Umwelt und gesellschaftlicher Ordnung war niemals einfach linear“ (S. 43). Sprachduktus und thematischer Zuschnitt in den weiteren Kapiteln sprechen größtenteils für eine andere Ausrichtung. Im Anschluß an Ausführungen über die Bedrohung Roms durch auswärtige Völkerschaften bekennt sich Harper dazu, „[d]iese altvertrauten Theorien“ blieben „Bestandteil der im vorliegenden Buch dargestellten Geschichte“ (S. 33), letztlich äußert er sich später allerdings allein zur „sorgfältige[n] Arbeit des Historikers Peter Heather“ (S. 286) vorbehaltlos positiv – beide favorisieren Katastrophenszenarien für Roms Untergang, zudem sieht Harper in den Hunnen „Klimaflüchtlinge“ (S. 282). Daß man das Bekenntnis zu „altvertrauten Theorien“ auch als salvatorische Bekundung verstehen kann, zeigt sich, wenn dennoch immer wieder Harpers eigentliche Ansichten durchbrechen: „Tatsächlich wurde der Verlauf der Geschichte des Reichs von außen durch die Kräfte der Natur gesteuert“ (S. 51).

29 Dabei bezieht sich Harper auf Dion Chrys. or. 32,36.39.

der Dynastie der Severer wider“ (S. 187), trifft auf den Umgang des Historiographen mit Kaiser Alexander Severus einfach nicht zu, dessen Kollege als Konsul Cassius Dio im Jahre 229 war. Der Nachweis aus Ammianus Marcellinus für die antoninische Pest („Gallien und Germanien waren ebenso betroffen“, S. 153 mit Anm. 65 auf S. 466) steht auf schwachen Füßen; denn Ammian umreißt hier mit dem äußersten Osten und dem äußersten Westen lediglich die Ausdehnung des römischen Reiches und damit ganz allgemein das große Verbreitungsgebiet der Krankheit.³⁰ Ein spezifischer Nachweis, der eine konkrete geographische Verortung erlaubt, ist das keineswegs, doch das hält Harper nicht davon ab, in der dazugehörigen Karte, der er den Vorsicht signalisierenden Titel „Mögliche Hinweise auf die Antoninische Pest“ gibt, unter Verweis auf einen literarischen Beleg als einzigen Ort im gesamten gallisch-germanischen Raum die Gegend von Mainz einzutragen (S. 156). Hinzu kommt, daß diese Erzählung von Ammian selbst in das Gerücht integriert wird³¹, bei der Plünderung Seleukias und der Schändung des dortigen Apollontempels durch römische Soldaten sei hier der Pesthauch aus einer ursprünglich verschlossenen Öffnung entwichen.³² Dieser Einschränkung trägt Harper für die Entstehung der Krankheit durchaus Rechnung („eine Mär“, S. 151; „Gerüchten zufolge“, S. 154), nicht aber für deren im gleichen Atemzug berichtete Verbreitung über das Reich bis in den äußersten Westen. Skepsis ist auch geboten angesichts des von Harper in anderem Zusammenhang untergebrachten Hinweises auf die „geringe Reichweite“ des Pockenvirus, das überwiegend Menschen desselben Haushalts infizierte (S. 166 mit Anm. 80 auf S. 467).

Es ist kaum ratsam, die vermutlich an der Wende vom vierten zum fünften Jahrhundert verfaßte, mit teilweise fiktiven Aussagen angereicherte *Historia*

30 Vgl. Amm. 23,6,24: *labes primordialis [...], quae insanabilium vi concepta morborum eiusdem Veri Marciue Antonini temporibus ab ipsis Persarum finibus ad usque Rhenum et Gallias cuncta contagiis polluebat et mortibus.*

31 Vgl. die Satzeinleitung ebd.: *fertur autem [...]*.

32 Zu bedenken ist in diesem Zusammenhang ebenfalls, dass hier neben einer aitiologisch motivierten Erklärung für das Aufkommen einer Seuche durch Ammian der religiöse Frevel der Tempelschändung mit Hilfe eines Prodigioms markiert wird. Die narrative Komposition und eine entsprechende literarische Tradition dürften demnach diese Episode in weitaus größerem Maße bestimmen als ein Interesse des Autors an der Abbildung von Realitäten. Eine solchermaßen spezifische Prägung literarischer Zeugnisse gilt es daher unbedingt zu berücksichtigen und mit dem nötigen methodischen Fingerspitzengefühl zu behandeln.

Augusta eines anonym bleibenden Autors als historische Quelle zum Nennwert zu nehmen. Deren karge Worte *lues etiam in Arabia fuit*³³ sind für Harper „der ungewöhnliche Bericht über eine Seuche in Arabien“ zur Zeit des Kaisers Antoninus Pius (S. 152). In Kombination mit einer sabäischen Inschrift, die für die Zeit um 155/156 n. Chr. von einer Seuche in Südarabien spricht, möchte Harper diese Krankheit, wenn auch „nicht mit Sicherheit“, für einen „Vorbote[n] der Antoninischen Pest“ halten (ebd.), die ein Jahrzehnt später in das römische Reich eindrang.³⁴ Das alles erscheint aber recht fragwürdig, wenn man bedenkt, daß der Biograph des Antoninus Pius den Satz über die Seuche in eine Reihe unheilverkündender Zeichen integriert und zwischen die Nachricht über eine in Arabien gesichtete Schlange, die sich selbst auf fraß, und auf Bäumen wachsende Gerste plazierte³⁵. Harper berücksichtigt zu wenig, daß erzählende Quellen häufig keine harten Fakten berichten, sondern Diskurse aufbauen, die den Intentionen ihrer Autoren dienen.³⁶

Das gilt erst recht für Kirchenvertreter und ihre apologetischen Absichten. Wenn beispielsweise Cyprian mit dem Phänomen der Dürre das Alter der Welt beklagt³⁷, so will er nicht auf den Klimawandel hinweisen³⁸, sondern darauf, die Christen könnten nicht für alle Schwierigkeiten verantwortlich gemacht werden, und zudem auf die Notwendigkeit, mit dem nahen Ende der Welt und dem Jüngsten Gericht zu rechnen. Damit will er also zugleich und vor allem für das Christentum werben. Apokalyptisches Denken stellt Harper im letzten Kapitel selbst als wesentlich für den Zeitgeist des fortgeschrittenen sechsten und des siebten Jahrhunderts heraus und exemplifiziert

33 Hist. Aug. Pius 9,4.

34 Damit greift Harper Mutmaßungen auf, die Ch. J. Robin: *Guerre et épidémie dans les royaumes d'Arabie du Sud, d'après une inscription datée* (IIe s. de l'ère chrétienne). In: CRAI 136, 1992, S. 215–234, hier S. 233–234, im Rahmen seines Gedankenganges entwickelt und mit der Einschränkung versieht: « la validité de ces observations est toute relative » (S. 234).

35 Hist. Aug. Pius 9,1–5: (1) *Adversa eius [Antonini Pii] temporibus haec provenerunt: [...]* (4) *visus est in Arabia[m] inbatus anguis maior solitis, qui se a cauda medium comedit. lues etiam in Arabia fuit. hordeum in Moesia in culminibus arborum natum est.*

36 Vgl. hierzu auch das Beispiel über die bei Amm. 23,6,24 geschilderte Seuche und deren Entstehung; dazu oben S. 365 mit Anm. 32.

37 Cypr. Demetr. 3.

38 So aber Harper S. 196–198: „Die natürlichen Archive liefern den Beweis für das schriftliche Zeugnis der Menschen“ (S. 197).

es unter anderem am Denken und Handeln Papst Gregors I.³⁹ Harpers Urteil: „Diese Überzeugung entstammt seiner Erfahrung mit der Umwelt“ (S. 356), dürfte jedoch dahingehend zu korrigieren sein, daß Gregor vielmehr seine Erfahrung mit Gottes Willen ins Spiel bringen will und passende Umweltbeobachtungen hierfür instrumentalisiert, gegebenenfalls sogar übersteigert, so daß diese als schlagende Beweise für Klimawandel und Krankheit keine prominente Rolle spielen können. Des weiteren gibt Harper unsachliche Polemik gegen Reformen Diokletians durch Laktanz im Stile nüchterner Faktenberichterstattung wieder, ohne die Tendenzen des Autors hinreichend zu kommentieren.⁴⁰

Die Reihe dieser und anderer Beispiele zeigt, daß man nicht ohne weiteres literarische Quellen und naturwissenschaftliche Hinweise aus ‚natürlichen Archiven‘ miteinander kombinieren und gemeinsam zur sozusagen unangreifbaren Beweisführung für Klimawandel und Seuchenzüge in der römischen Antike heranziehen oder als wechselseitige Belege hierfür in Dienst stellen kann – jedenfalls nicht so, wie Harper das immer wieder praktiziert. Zu unterschiedlich sind die methodischen Voraussetzungen bei geistes- und bei naturwissenschaftlichen Deutungsverfahren. Im Interesse der Suche nach Fakten kann man sie nicht über einen Kamm scheren. Häufig aber führen auch naturwissenschaftliche (Zwischen-)Ergebnisse noch nicht zu befriedigenden Erklärungen, wie Harper oft genug selbst zugibt. Darüber hinaus hat die Deutung literarischer Quellen den Intentionen ihrer Autoren unbedingt mehr Rechnung zu tragen, als es bei Harper meistens der Fall ist; das relativiert allerdings deren Wert für Harpers spezifische Fragestellung und die überall untergangsbezogene Tendenz, die er verfolgt.⁴¹

39 Zum Beispiel an Greg. M. dial. 3,38,3 (S. 354).

40 „Man ‚schnitt auch die Provinzen in Stücke““ (S. 244 unter Bezugnahme auf Lact. mort. pers. 7,4). „Die zunehmende Zahl von unter Waffen stehenden Männern schockierte die Zeitgenossen“ (S. 245). Der Hinweis auf Lact. mort. pers. 7,2 fehlt hier zwar, die Aussage wird aber kritisch gesehen und im folgenden Satz von Harper richtiggestellt. Warum wird sie dann überhaupt niedergeschrieben?

41 Zum diskursiven Einsatz von Seuchen in literarischen Texten der Antike vgl. zum Beispiel H. H. Gardner: *Pestilence and the Body Politic in Latin Literature*. Oxford 2019, S. 1–6; F. Neuwahl: *Dira lues – Unheilvolle Pest. Das Seuchenmotiv in der lateinischen Dichtung des ersten vor- und nachchristlichen Jahrhunderts*. Darmstadt 2022, S. 66–72.

2.4 Das dritte Jahrhundert n. Chr. bei Harper

Probleme ergeben sich aber auch bei bestimmten Facetten des Bildes, das Harper von der Geschichte des römischen Reiches entwirft. Beispielhaft sei ein Blick auf Aussagen Harpers über das dritte Jahrhundert n. Chr. geworfen. Selbstverständlich ist Harper Verfechter der These, das dritte Jahrhundert sei eine Zeit tiefster Krise für das gesamte Imperium gewesen, wenn er in dieser Zeit „eine Spirale der Auflösung in Gang“ (S. 184) gesetzt sieht, die Jahrzehnte um die Jahrhundertmitte „eine Endzeit“ (S. 223) nennt, in der „das Imperium ein Scherbenhaufen geworden war“ (S. 225), und vom „Zusammenbruch des Reichs [...] im dritten Jahrhundert“ (S. 45) spricht. Insofern kultiviert er das Krisendenken der antiken Quellen, wie es beispielsweise Eutrop – im übrigen zu Recht vorsichtiger als Harper, aber immer noch drastisch genug – formuliert⁴², und nimmt gegen Historiker Stellung, die seines Erachtens der Realität der Krise nicht gerecht werden (S. 206, 236), freilich ohne Namen zu nennen.⁴³ Beispielhaft für diese Haltung ist das durch und durch negative Gallienus-Bild, das er zeichnet (so etwa S. 221) und das diesem Kaiser nicht gerecht wird, wenn man die von ihm initiierten Reformansätze in Rechnung stellt⁴⁴, die erst unter seinen Nachfolgern zur allmählichen Konsolidierung des Reiches führten.⁴⁵ Folgerichtig nimmt er die Nachricht des Aurelius Victor über die Entfernung der Senatoren von den Militärkommanden für bare Münze (S. 224).⁴⁶

42 Eutr. 9,9,1: *deleto paene imperio Romano*.

43 Zu denken wäre hier etwa an Frank Kolb, Karl Strobel und Christian Witschel. Aber auch eher abwägende Stimmen, die die Vorstellungen von Krise und Transformation miteinander zu verbinden suchen, dürften auf Harpers Ablehnung stoßen. Eine solche vermittelnde Position wird zum Beispiel vertreten von K.-P. Johne/U. Hartmann: Krise und Transformation des Reiches im 3. Jahrhundert. In: K.-P. Johne (Hrsg.): Die Zeit der Soldatenkaiser. Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235–284), Bd. 2. Berlin 2008, S. 1025–1053.

44 Vgl. M. Geiger: Gallienus. Frankfurt am Main u. a. 2013; S. Röder: Kaiserliches Handeln im 3. Jahrhundert als situatives Gestalten. Studien zur Regierungspraxis und zu Funktionen der Herrschaftsrepräsentation des Gallienus. Berlin u. a. 2019 (Prismata 23).

45 Vgl. H. Goltz/U. Hartmann: Valerianus und Gallienus. In: Johne (wie Anm. 43), Bd. 1, S. 223–295, kompakt zusammengefaßt S. 295.

46 Vgl. Aur. Vict. Caes. 33,33–34. Zur Relativierung dieser Aussage vgl. Goltz/Hartmann (wie Anm. 45), S. 280; Geiger (wie Anm. 44), S. 359–360; Röder (wie Anm. 44), S. 294–299, 308–327.

Harpers Sicht auf die angesichts der Konstruktion des Prinzipats immer problematische Weitergabe der Herrschaft wirkt recht reduktionistisch, wenn er in diesem Zusammenhang von „Erbfolgekrisen“⁴⁷ (S. 98) und der „Unsicherheit des dynastischen Systems“ (S. 99, ähnlich S. 196) spricht, das in Bürgerkriegszeiten wie im dritten Jahrhundert in Gefahr geraten sei (S. 184). Es gab im römischen Kaisertum dynastisches Denken, aber gewiß kein festgefügtes dynastisches System und erst recht kein „biologische[s] Erbfolgeprinzip“ (S. 186), zu dem man nach dem Adoptivkaisertum zurückgekehrt wäre. Das sogenannte Adoptivkaisertum läßt sich vielmehr in dynastisches Denken integrieren, und es ist neben der Nachfolge eines leiblichen Sohnes eine Spielart der Sukzession, die ein sehr flexibles – und eben deswegen in Übergangsphasen Gefährdungen ausgesetztes – Herrschaftssystem zuläßt, gerade ohne daß man von einem feststehenden ‚Erbfolgeprinzip‘ im Sinne etwa einer Erbmonarchie sprechen darf. Daher ist das sogenannte Adoptivkaisertum als effizientes Mittel der Stabilisierung und Kontingenzbewältigung zu begreifen, als willkommenes Instrument, dem römischen Herrschaftssystem wirkliche Resilienz zu verschaffen.

In auffälliger Weise stellt Harper die zunehmende „Autonomie der Provinzen gegenüber dem Reich“ (S. 177) heraus, durchweg in einem eher pejorativen Sinne, der darauf angelegt ist, hieran ebenfalls Aspekte des Niedergangs zu dokumentieren, die infolge von Veränderungen bei den politischen und moralischen Grundeinstellungen auf Auswirkungen der Pandemie zurückzuführen seien (S. 176–177): „Die Provinzialen waren über den Dienst am Imperium zu ihrer herausgehobenen Stellung gelangt, und die Rechnung wurde bald präsentiert“ (S. 178); außerdem: „Die stetige Integration der Provinzen hatte die Unterscheidung zwischen Herrschern und Untertanen längst verwischt“ (S. 183). In Wirklichkeit hat das System des Prinzipats von vornherein für romorientierte Provinziale, zunächst vor allem aus der Oberschicht und im Militär, über den Erwerb des Bürgerrechts aufgrund von Verdiensten für das Reich die Identifikation mit Rom belohnt und die ‚Neubürger‘ als vollwertige Römer angesehen und integriert. Von einer Gleich-

47 In der Originalausgabe heißt es hier „succession crisis“ (S. 60). Damit muß nicht unbedingt eine Erbfolge gemeint sein, das Wort „succession“ kann auch in allgemeinerem Sinne als „Nachfolge“ verstanden werden. In Anbetracht dessen, daß im gleichen Kontext von „the uncertainty of the imperial dynastic system“ (ebd.) die Rede ist, haben die Übersetzer mit „Erbfolgekrisen“ wohl aber durchaus das ausgedrückt, was Harper meint.

stellung der Herrscher (meint Harper hier römische Bürger?) und Untertanen (meint er Provinziale ohne Bürgerrecht?) kann in den Zeiten der römischen Monarchie ohnehin keine Rede sein⁴⁸, denn alle außer dem Kaiser waren letztlich gleichermaßen Untertanen. Insofern ist Avidius Cassius auch kein „syrische[r] General“ (S. 151) oder „syrische[r] Senator“ (S. 178) und sind die Angehörigen des Septimius Severus weniger Vertreter „einer libysch-syrischen Dynastie“ (S. 189) als vielmehr überzeugte Römer. Im frühen zweiten Jahrhundert schon spielte die Unterscheidung zwischen römischen Bürgern aus Italien und aus den Provinzen eine nach und nach unbedeutender werdende Rolle; unter diesen – keineswegs negativ zu sehenden – Wandel zum Territorialstaat zog die *constitutio Antoniniana* von 212 einen Schlußstrich⁴⁹ – ein „Wendepunkt“ (S. 189) zu etwas Neuem, wie es Harper sehen möchte, war dieser Akt jedenfalls nicht mehr.

Harper erweckt den Eindruck, als stelle er den Gegensatz zwischen ‚Römern‘ und sich im dritten Jahrhundert mutmaßlich zu gleichberechtigten ‚Herren‘ aufschwingenden Provinzialen deswegen so sehr heraus, um in dem Wechsel von Herrschern, die als Senatsangehörige sozialisiert sind, zu Kaisern aus dem Berufsoffizierskorps mit dem Jahr 268 eine ganz bedeutende Wende hin zu einer vorübergehenden allmählichen Erholung des Reiches (durch frische Kräfte von außen?) sehen zu können⁵⁰, die neuen Führungspersönlichkeiten aus den Provinzen und nicht ‚resilienzunfähigen‘ Römern alten Schlages zu verdanken sei. Dennoch bleibt die tatsächliche positive

48 Davon aber geht Harper offenbar aus, wenn er von „der Farce der Staatsform“ spricht, „die den Kaiser als Ersten unter Gleichen, als Mitbürger mit der Tugend der *civilitas*, darstellte“ (S. 293) und die Diokletian abgeschafft habe. Als erster unter gleichen gab sich der Princeps nur gegenüber dem Senat, nicht aber gegenüber dem Volk und dem Militär, die ihn durchaus als Autokraten sahen und anerkannten. Zu dieser Paradoxie vgl. A. Winterling: Die Freundschaft der römischen Kaiser. In: ders. (Hrsg.): Zwischen Strukturgeschichte und Biographie. Probleme und Perspektiven einer neuen Römischen Kaisergeschichte 31 v. Chr. – 192 n. Chr. München 2011 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 75), S. 207–232, hier S. 208–209.

49 Harpers Kommentar hierzu enthält ebenfalls die bereits festgestellte merkwürdige Anschauung: „Die *constitutio Antoniniana* beseitigte vollends die bereits belanglos gewordene Unterscheidung zwischen imperialen Herrschenden und kolonisierten Untertanen“ (S. 189).

50 Überhaupt übersieht Harper dabei, daß die Armee in den Provinzen schon im Vierkaiserjahr des ersten Jahrhunderts für die Etablierung neuer Principes eine wichtige Rolle zu spielen vermochte (vgl. Tac. hist. 1,4,2) und nicht erst nach der Ermordung des Commodus, wie er es auf S. 188 herausstellt.

Leistung der ‚späten‘ Soldatenkaiser bei Harper merkwürdig blaß und die des Gallienus negiert er völlig. Dafür sieht er in dem römischen Reich der diokletianisch-konstantinischen Zeit etwas ganz Neues: Das „Ziel der Wiederherstellung“ des Reiches wurde nicht erreicht, vielmehr wurde es „zwar wieder aufgebaut, doch in neuer Form: mit einem neuen Typ von Kaiser, einem neuen Typ von Regierung, einer neuen Währung und bald darauf auch einem neuen Glauben“ (S. 45). Es ist keine Rede von der Bedeutung des Experimentierens mit Reformen durch Gallienus und von den Erfolgen seiner Nachfolger: So wird indirekt geradezu in Frage gestellt, daß Diokletian an Reformansätze der Kaiser des dritten Jahrhunderts anknüpfte und insofern deren Werk fortsetzte und systematisierte⁵¹; die Tetrarchie und damit Regionalisierung der Kaiserherrschaft ist ohne das Vorbild der gemeinsamen Herrschaft Mark Aurels und des Lucius Verus sowie der Herrschaftsteilung zwischen Valerian und Gallienus, ohne die Abspaltungen vom Reich im Westen und Osten um die Mitte des dritten Jahrhunderts, ohne die Bürgerkriegserfahrungen dieser Zeit und die vielfachen Bedrohungen von außen gar nicht denkbar. Von alledem findet sich bei Harper kaum eine Andeutung. Statt dessen betont er die Andersartigkeit des „neue[n] Imperium[s]“ und spricht von „einer radikalen Verwandlung“ (S. 185), stellt letztlich also die Resilienzfähigkeit des seines Erachtens im dritten Jahrhundert erstmals untergegangenen römischen Reiches (vgl. S. 44) in Abrede. Eine solche Institution entsteht jedoch keineswegs aus dem Nichts, und gerade die Tatsache einer sich gegen Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. erweisenden grundsätzlichen Regenerationsfähigkeit des imperialen römischen Systems kann man anführen, um Harpers Narrativ eines sukzessiven klima- und pandemiebedingten Niedergangs mit dem Ergebnis der „abrupten Auflösung des Imperiums“ im dritten Jahrhundert (S. 44) zu dekonstruieren – zumal diese Deutung impliziert, daß aus krisenhaften Erscheinungen vergangener Zeiten keine Lehren gezogen wurden beziehungsweise sich sämtliche getroffene Maßnahmen als funktionslos erwiesen.

51 Ein sprachlich etwas verbrämtes Zugeständnis mag man in dem folgenden Satz erkennen können: „Seine [Diokletians] Reformen festigten die auf dem Höhepunkt der Krise ergriffenen Notmaßnahmen und entwickelten sie weiter“ (S. 244). Diese Aussage läßt sich allerdings kaum mit dem von Harper an anderer Stelle (S. 45) postulierten völligen Neuaufbau des römischen Reiches unter Diokletian und Konstantin in Einklang bringen.

2.5 Zusammenfassung zu Harper

Es ließen sich bei Harper noch manche Ungereimtheiten in der Darstellung der Geschichte des römischen Reiches finden. Einzelerzählungen in den verschiedenen Kapiteln über unterschiedliche Themen stehen zu unverbunden nebeneinander, indem sie zwar mit der Haupterzählung über den Klimawandel und die Infektionskrankheiten verknüpft und in deren Dienst gestellt, nicht aber durch nachvollziehbare Kausalbeziehungen argumentativ überzeugend zu einem wissenschaftlich fundierten Gesamtbild verdichtet werden, dem man wirklich vertrauen könnte. Dafür erscheint Harpers Bild über die Klimaverschlechterung und die Auswirkungen der Seuchen zu vereinfacht, geradlinig, ja, deterministisch und blendet andere Erklärungen nahezu vollständig aus. Zugleich fehlen bei Harper die Implikationen mit weiteren gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen, die aus dem Gesamtbefund ein abgerundetes Ursachengeflecht machten, das man für eine wirklich fundierte Argumentation hinsichtlich eines Niedergangs⁵² beziehungsweise einer Transformation der römischen Welt heranziehen könnte. In einem solchen Gesamtbild stünde den Themen von Klima und Seuchen sicherlich ein Platz zu, aber nicht als die alles dominierenden Ursachen für Verfall und Untergang des römischen Reiches. Harpers Bild selektiert einige ausgewählte Gründe, stellt sie allein als alles entscheidend in den Vordergrund und simplifiziert so mit Hilfe monokausaler Zuspitzung das komplexe Geflecht der vollständigen Ursachen für Phänomene wie Roms Niedergang. Harper betreibt damit unzulässige Komplexitätsreduktion und erzeugt ein Bild, das sich zwar gut vermitteln läßt, allein deswegen aber noch nicht die Realität widerspiegelt. Dafür bleiben Ausführungen wie die zur ‚Krise‘ des dritten Jahrhunderts zu oberflächlich, einseitig und/oder fehlerbehaftet. Es dürfte also hinreichend deutlich geworden sein, daß nicht nur die von Harper dem Klimawandel und den Infektionskrankheiten in der Antike beigemessene Bedeutung für den Untergang des römischen Reiches methodisch und inhaltlich aufgrund gewisser Einseitigkeiten in Zweifel gezogen werden können, sondern neben dem Umgang mit literarischen Quellen auch die Nachzeichnung von Teilen der römischen Geschichte mit Tendenzen unterlegt

52 Damit erweist er sogar andere Katastrophenszenarien als Ursachen für Roms Ende favorisierenden Vertretern wie Peter Heather und Bryan Ward-Perkins (vgl. oben Anm. 4) eher einen Bärendienst; denn diesem Paradigma folgenden Wissenschaftlern könnte man nun angesichts der fehlenden Tragfähigkeit der Position Harpers in der Öffentlichkeit ebenfalls mit Mißtrauen begegnen.

ist, die dem aktuellen Forschungsstand zur römischen Kaiserzeit und Spätantike, aber auch ihrer Bedeutung für die von Harper evozierten Katastrophenszenarien, nicht entsprechen.⁵³

3. Michael Arnheim – die Senatsaristokratie als bedeutender Faktor des römischen Niedergangs

Einen ganz eigenen und in gewisser Weise auch eigenartigen Zugang zum Thema wählt Michael Arnheim. Er legt ein Buch vor, das die im Titel seines Werkes angesprochene Fragestellung nicht geschlossen und argumentativ abgerundet anhand bündiger Gedankenentwicklung in einer einheitlichen Darstellung verfolgt, sondern statt dessen vierzehn Kapitel bietet, die als in sich weitgehend abgeschlossene Einheiten auch einzeln lesbar sind. Entschließt man sich aber, wie der Rezensent, zu einer Lektüre des gesamten Buches, so trifft man in diversen Abschnitten und in unterschiedlichen Zusammenhängen regelmäßig auf Wiederholungen derselben Aussagen, wodurch der Eindruck entsteht, als sei der Autor bestrebt, seine Ansichten als alternativlose Tatsachen nachhaltig zu vermitteln. Arnheim spricht von „a certain amount of overlap between the chapters, giving the book something of a modular character“ (S. XIII). Man könnte vielleicht ebenso davon sprechen, er formuliere Lehr- und Lerneinheiten für eine breitere Öffent-

53 Geradezu von Irreführung kann allerdings gesprochen werden, wenn Harper, S. 178, schreibt: „Als [...] Marc Aurel und Lucius Verus zu ihrem Feldzug nach Norden aufbrachen, wurde die Armee in ihrem Winterquartier in Aquileia von der Seuche heimgesucht. [...] Verus selbst erlag der Krankheit.“ In der dazugehörigen Anmerkung (Anm. 95 auf S. 468) wird diese Aussage mit „Birley 1968“ belegt. Bekanntlich starb Verus keineswegs an der antoninischen Pest, sondern an einem Schlaganfall; darüber sind sich die antiken Quellen einig, und nichts anderes steht auch bei A. Birley: *Mark Aurel. Kaiser und Philosoph*. München 1968, S. 287. (Insofern liegt Arnheim, S. 310, ebenfalls mit seiner Mutmaßung falsch, Verus könne an der antoninischen Pest gestorben sein.) Um einen Übersetzungsfehler handelt es sich bei Harpers Aussage wohl nicht; in der Originalausgabe (S. 117) heißt es zwar knapper: „Lucius himself succumbed“, aber der Kontext läßt nur dieselbe Schlußfolgerung wie die deutsche Übersetzung zu. – Ein minder schwerer Fall ist die Darstellung der römischen Millenniumsfeier des Jahres 248. Harper, S. 181, setzt sie mit *Iudi saeculares* in eins, obwohl beide Feierlichkeiten rituell voneinander zu trennen sind. Das läßt sich Ch. Körner: *Philippus Arabs. Ein Soldatenkaiser in der Tradition des antoninisch-severischen Prinzipats*. Berlin/New York 2002 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 61), S. 254–255, klar entnehmen, einer Monographie, auf die Harper in der dazugehörigen Anmerkung (Anm. 1 auf S. 469) für die Tausendjahrfeier verweist.

lichkeit, der er seine Anschauungen auf einprägsame Weise nahebringen will. Dafür sprechen die vielen Aufzählungen und Auflistungen, die Arnheim zu bestimmten Themen und Fragekomplexen anführt und kommentiert, zum Beispiel zu Beginn eines Kapitels (etwa S. 83–86, 273–275, 300–304, 310–312, 346–349), um wesentliche Probleme zu benennen und knapp seine Lösungen anzudeuten, die sodann in einzelnen Unterabschnitten eingehender behandelt werden. An die Praxis in Lehrbüchern erinnern auch die kleinteiligen Untergliederungen in den verschiedenen Kapiteln, die Einzelfragen aufgreifen, und die Erläuterungen zu bestimmten Begriffen (zum Beispiel S. 15–19), ferner der relativ häufige Einsatz von Fettdruck und Kursivierungen. Zugleich bietet Arnheim in diversen Kapiteln teils recht scharfe Auseinandersetzungen mit bestimmten Positionen der wissenschaftlichen Literatur, die er als grundfalsch ansieht, indem er Sätze und Passagen, die auf seinen Widerspruch stoßen, im Wortlaut zitiert und im Anschluß daran kommentiert. Insgesamt präsentieren sich die einzelnen Kapitel als Aneinanderreihung diverser Aspekte, deren Anordnung nicht immer überzeugt, unter einem gemeinsamen Thema, doch ohne daß wirklich unter Einschluß der Auseinandersetzung mit Quellen und Literatur zusammenhängend argumentiert und auf diese Weise die Fragestellung einer in jeder Hinsicht nachvollziehbaren Lösung zugeführt würde. Statt dessen wird gern wiederholt, was bereits gesagt wurde, wenn der Kontext dazu Möglichkeiten bietet. Auch Querverweise auf vorausgegangene und spätere Kapitel suchen Zusammenhänge nahezu legen.

3.1 Auf der Suche nach dem Thema „Why Rome Fell“

Arnheims Studie besteht aus zwei Hauptteilen: Der erste Teil, der rund drei Fünftel der Gesamtdarstellung einnimmt, behandelt das Thema „Transition from the Ancient to the Medieval World and Beyond“ (S. 11–260) und basiert hauptsächlich auf Arnheims von A. H. M. Jones betreuter und 1972 veröffentlichter althistorischer Dissertation⁵⁴: Deren Resultate werden hier in anderer – popularisierter und modularisierter, hinsichtlich der Literaturverwendung zum Teil auch aktualisierter – Form als in der ursprünglichen Fassung, aber letztlich nach fünfzig Jahren doch ein weiteres Mal, präsen-

54 Vgl. M. T. W. Arnheim: *The Senatorial Aristocracy in the Later Roman Empire*. Oxford 1972. Zu den Ergebnissen dieser Studie vgl. beispielsweise die kritischen Rezensionen von Wolf Liebeschuetz (JRS 63, 1973, S. 258–259) und John W. Eadie (AJPh 96, 1975, S. 93–96).

tiert,⁵⁵ ohne daß allerdings die Ergebnisse aufgrund des wissenschaftlichen Echos auf die Dissertation und vor allem der Forschungen aus den vergangenen Dekaden wirklich neu akzentuiert worden wären.⁵⁶ Die Nutzung der Dissertationsresultate für die römische Niedergangsthematik nimmt in dem vorliegenden Buch allerdings einen bedeutenden Rang ein, auch wenn der Zusammenhang zwischen der römischen Aristokratie und dem Verfall Roms in den ersten Kapiteln noch teilweise keine klaren Konturen gewinnt. Neben den – gelegentlich sogar wörtlich zitierten, aber nicht als Zitate gekennzeichneten – Inhalten finden sich auch die wesentlichen Gliederungsaspekte der Dissertation in der vorliegenden Studie wieder.⁵⁷ Thematisch geht es im ersten Teil hauptsächlich um die Senatsaristokratie in ihrer allgemeinen Bedeutung für den römischen Staat und zugleich in ihrer spezifischen Rolle für den Niedergang des Imperium Romanum im Verlauf der Spätantike (bezogen auf den römischen Westen) beziehungsweise der byzantinischen Geschichte (für den römischen Osten).

55 Dazu bekennt sich Arnheim, S. XIII: „the conclusions are not essentially different“.

56 Dabei gibt es – gerade aus den letzten Jahren – eine ganze Anzahl neuerer Studien zur spätantiken Aristokratie mit respektablen Ergebnissen, doch kaum eine von ihnen wird von Arnheim wirklich herangezogen. Von den neueren Arbeiten zu diesem Thema findet sich lediglich Moser (wie Anm. 3) in Arnheims Literaturverzeichnis. Nicht berücksichtigt sind dagegen Löhken (wie Anm. 7), D. Schlinkert: *Ordo senatorius* und *nobilitas*. Die Konstitution des Senatsadels in der Spätantike. Mit einem Appendix über den *praepositus sacri cubiculi*, den „allmächtigen“ Eunuchen am kaiserlichen Hof. Stuttgart 1996 (Hermes-Einzelschriften 72), D. Henning: *Perichlitanus res publica*. Kaisertum und Eliten in der Krise des Weströmischen Reiches 454/5–493 n.Chr. Stuttgart 1999 (Historia-Einzelschriften 133), Ch. Begass: Die Senatsaristokratie des oströmischen Reiches, ca. 457–518. Prosopographische und sozialgeschichtliche Untersuchungen. München 2018 (Vestigia 71), Machado (wie Anm. 3) und Wagner (wie Anm. 3), ferner einschlägige Aufsätze zum Beispiel von John Weisweiler, Carlos Machado und Rita Lizzi Testa.

57 So sind etwa die Überschriften zum zweiten und zum dritten Kapitel in beiden Büchern identisch, und auch die maßgeblichen Gedankengänge aus den anderen Kapiteln der Dissertation finden sich im ersten Teil des hier besprochenen Buches. In dessen Vorwort (S. XIV) dankt Arnheim dem Verlag Oxford University Press für die Erlaubnis, aus der Dissertation zitieren zu dürfen. Wörtliche Zitate ohne Kennzeichnung finden sich beispielsweise S. 77 (zwei Sätze aus der Dissertation, S. 34, mit Verweis „Arnheim 1972, p. 34ff.“ in Klammern), S. 78 (ein Satz aus der Dissertation, S. 43, mit Verweis „Arnheim 1972, page 43“ in Klammern) und S. 166–167 (fünf Absätze mit wenigen kleinen Abänderungen aus der Dissertation, S. 150–151, ohne Herkunftsnachweis).

Zu diesem Zweck bietet Arnheim im ersten Kapitel („Rome. From Monarchy to Monarchy“, S. 13–59) zunächst einen Überblick über die wesentlichen Strukturen der römischen Republik (S. 13–26) und des Prinzipats (S. 26–41), um sodann einige Darstellungstendenzen in der Forschung des 20. Jahrhunderts vorzustellen und zu kritisieren (S. 41–59). Rasch wird deutlich, daß es ihm vornehmlich auf die Rolle der senatorischen Aristokratie⁵⁸ ankommt, die in der römischen Republik den Staat beherrschte und im Prinzipat, den er klar als Monarchie klassifiziert (S. 36), an der Herrschaft (ein wenig und anfangs mehr als später) beteiligt wurde, damit der Alleinherrscher zunächst seine Stellung vorteilhaft als erster unter gleichen kaschieren konnte (S. 34–35). Ein wirklich differenziertes Prinzipatskonzept wie etwa Aloys Winterling⁵⁹ mit Begründungen für das unterschiedliche Auftreten des Herrschers gegenüber dem Senat, dem Volk und dem Militär bietet Arnheim aber nicht. Es geht ihm vielmehr um klare Dichotomien, die er zugunsten ebenso eindeutiger Urteile einander gegenüberstellen kann. Dies wird bei der Intensität und dem Ton in der Diskussion einiger Forschungsfragen zum Prinzipat und zur Aristokratie deutlich. Besonders eifrig nimmt Arnheim unter Berufung auf die der *communis opinio* entsprechende Haltung Karl-Joachim Hölkeskamps und Egon Flaigs Stellung gegen die Position Fergus Millars zur Bedeutung des Volkes in der römischen Republik, die zugunsten der damit postulierten demokratischen Tendenzen die Rolle der Aristokratie stark relativiert (S. 41–51),⁶⁰ ebenso energisch gegen Ronald Symes Aussagen

58 Arnheim legt Wert darauf zu vermitteln, daß er unter ‚Aristokratie‘ eine auf Erbschaft der Stellung beruhende Elite versteht, unter ‚Oligarchie‘ dagegen eine herrschende Elite, die ihre Stellung nicht ererbt hat. Diese Definitionen scheinen darauf zurückzuführen zu sein, daß Arnheim die Funktionen von Eliten in allen möglichen Epochen bis heute unter vergleichbaren Kriterien zu beurteilen beansprucht.

59 Vgl. oben Anm. 48.

60 Arnheim bezieht sich dabei auf F. Millar: *Rome, the Greek World, and the East*. Bd. 1: *The Roman Republic and the Augustan Revolution*. Chapel Hill 2002. Er bringt gegen Millars Haltung die Positionen von K.-J. Hölkeskamp: *Rekonstruktionen einer Republik. Die politische Kultur des antiken Rom und die Forschung der letzten Jahrzehnte*. München 2004 (*Historische Zeitschrift*. Beihefte. N. F. 38) und E. Flaig: *Entscheidung und Konsens. Zu den Feldern der politischen Kommunikation zwischen Aristokratie und Plebs*. In: M. Jehne (Hrsg.): *Demokratie in Rom? Die Rolle des Volkes in der Politik der römischen Republik*. Stuttgart 1995 (*Historia-Einzelschriften* 96), S. 77–127, in Stellung.

zum Verhältnis von Monarchie und Oligarchie (S. 53–56)⁶¹. Man fragt sich im Laufe der Lektüre dieses Kapitels, wozu diese Ausführungen angesichts des mit dem Titel des Buches umrissenen Themas eigentlich dienen sollen. Aber bei der Frage nach der Dichotomie zwischen Monarchie und Aristokratie, zwei Verfassungsformen, die nach Arnheims Ansicht in allen Kulturen und Epochen einander grundsätzlich ausschließen, scheint sich der Verfasser genötigt zu sehen, seine Haltung nach allen Seiten hin klipp und klar darzulegen.

Die Herrschaft Diokletians, der Gegenstand des zweiten Kapitels („Diocletian. Hammer of the Aristocracy“, S. 60–82), markiert für Arnheim nach dem Prinzipat den Übergang in eine völlig neue Zeit, die er als „the Dominate“ (S. 61) bezeichnet, womit er für die Regierungszeit Diokletians eine in der althistorischen Forschung heute mit guten Gründen weitgehend außer Gebrauch geratene Bezeichnung wählt.⁶² Ganz richtig liegt er aber mit der Einschätzung, daß Diokletians Herrschaft „an important break with the

61 Arnheim richtet sich hier offensiv gegen folgende Aussagen bei R. Syme: Die römische Revolution. Machtkämpfe im antiken Rom. Grundlegend revidierte und erstmals vollständige Neuauflage. Hrsg. von Ch. Selzer und U. Walter. Stuttgart 2003, S. 13–14: „Was auch immer die Form und die Bezeichnung einer Regierung sein mag, Monarchie, Republik oder Demokratie, zu allen Zeiten lauert eine Oligarchie hinter der Fassade; und die römische Geschichte, die republikanische wie die der Kaiserzeit, ist die Geschichte einer herrschenden Klasse. [...] der alte Rahmen, die alten Begriffe blieben erhalten: eine Monarchie, regiert durch eine Oligarchie.“ Dabei kann man angesichts des Zuschnitts der Monographie Symes, die ja gerade auch prosopographische Fragen zur römischen Elite in der Übergangszeit zwischen Republik und Prinzipat behandelt, Schlüssen dieser Art durchaus ein gewisses Verständnis entgegenbringen – im Gegenteil zu Arnheim, den hier wie auch andernorts der Kontext, in den Aussagen eingebettet sind, und die verfolgte Fragestellung bei seinem Urteil nicht in wünschenswertem Umfang interessieren, so daß er Zwischentönen gegenüber wenig aufgeschlossen ist.

62 Vgl. J. Bleicken: Prinzipat und Dominat. Gedanken zur Periodisierung der römischen Kaiserzeit. Wiesbaden 1978 (Frankfurter historische Vorträge 6). F. Kolb: Herrscherideologie in der Spätantike. Berlin 2001 (Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt), S. 21–22, weist darauf hin, bereits Andreas Alföldi habe „die [...] scharfe Trennung des römischen Kaisertums in eine Epoche des Principats und eine solche des Dominats untergraben“ (das Zitat S. 21), und zwar mit seinen Untersuchungen: Die Ausgestaltung des monarchischen Zeremoniells am römischen Kaiserhofe. In: *MDAI(R)* 49, 1934, S. 1–118, und: Insignien und Tracht der römischen Kaiser. In: *MDAI(R)* 50, 1935, S. 3–171. Nachdruck als Monographie unter dem Titel: Die monarchische Repräsentation im römischen Kaiserreiche. Darmstadt 1970.

past“ und zugleich „the culmination of trends that can be traced back to the beginning of the Principate“ bedeutete (S. 62) und daß letztlich „Diocletian’s power may not have been any greater than that of Augustus“, auch wenn „his power-base was very different“ (S. 71). Für Arnheims Untersuchungs-gang besonders wichtig ist seine Feststellung, daß Diokletian der traditionellen Senatsaristokratie alle wichtigen Ämter verwehrte (S. 61, 69, 76–81) und in dieser Beziehung Tendenzen der Zeit des Prinzipats – vor allem seit Gallienus – fortsetzte.

Das folgende Kapitel über „Constantine the Reformer“ (S. 83–117) stellt zwei Neuerungen Konstantins besonders heraus: erstens die Wiedereinführung der Vergabe hoher Ämter an Mitglieder der senatorischen Aristokratie und zweitens die massive Förderung des Christentums, beides Kehrtwenden gegenüber der Politik Diokletians. Mit der ersten Maßnahme habe Konstantin die Unterstützung des römischen Senats gewinnen und zugleich zugunsten professioneller Spezialisierung die Trennung zwischen ziviler und militärischer Laufbahn vollenden wollen. Arnheim führt aber nicht die Notwendigkeit an, daß Konstantin auf die fortdauernde Unterstützung und Loyalität dieses Organs für die Konsolidierung seiner im Bürgerkrieg ausgebauten Machtstellung angewiesen war, gerade angesichts der auch nach Ausschaltung des Maxentius noch verbleibenden potentiellen Konkurrenten. Vielmehr legt Arnheim Wert auf die Feststellung, Konstantin habe wegen seiner eigenen Sympathien für das Christentum mit diesen Maßnahmen die größtenteils paganen Senatoren von seiner Person überzeugen wollen.⁶³ Er exemplifiziert die Personalpolitik Konstantins unter anderem an der Besetzung von Prätoriumspräфекturen und Vikariaten sowie an der gesamten Laufbahn des L. Aradius Valerius Proculus⁶⁴ als eines Prototyps für den „new-style Constantinian provincial governor“ (S. 93–98, das Zitat S. 93). Die entschiedene Förderung des Christentums durch Konstantin habe dieser Religion letztlich zum Durchbruch verholfen und ihr den Aufstieg zur Weltreligion

63 Es fällt auf, daß Arnheim die in seiner Dissertation (wie Anm. 54), S. 49–50 und S. 72–73, noch überzeugt vorgetragene Position in dem hier zu rezensierenden Buch auf S. 115 in etwas vorsichtigere Worte kleidet. Die entsprechenden Aussagen in der Dissertation Arnheims sind zum Beispiel von Eadie (wie Anm. 54), S. 94, und kürzlich noch von Salzman, S. 56 (vgl. auch oben Anm. 7), kritisiert worden.

64 A. H. M. Jones/J. R. Martindale/J. Morris: *The Prosopography of the Later Roman Empire*. Bd. 1: A.D. 260–395. Cambridge 1971, S. 747–749 (Proculus 11). Vgl. auch Arnheim: *The Senatorial Aristocracy* (wie Anm. 54), S. 52–54, 59–60, 65, 157.

ermöglicht.⁶⁵ Was die Verbreitung des Christentums in der Senatsaristokratie angeht, so hält es Arnheim wohl zu Recht mit der Ansicht, „that the senatorial aristocracy was solidly pagan in the early fourth century“ (S. 111).⁶⁶ Infolgedessen habe Konstantin bis zum Konzil von Nicaea Vorsicht walten lassen und war vor diesem Zeitpunkt „obviously not ready to ‚come out‘ openly in favor of Christianity“ (S. 110). Mit dieser Schlußfolgerung dürfte Arnheim hingegen gewiß Widerspruch eines bedeutenden Teils der Forschung hervorrufen, doch begnügt er sich bei diesem Thema im wesentlichen mit Feststellungen ohne Diskussion anderer Ansichten.

Einen etwas genaueren Einblick in Arnheims Anschauungen zum Christentum in der Spätantike und zu Angehörigen der senatorischen Elite als Inhabern hoher Verwaltungsämter gewinnt man im vierten Kapitel über „The Christian Empire“ (S. 118–148), das den Blick auf das ganze vierte Jahrhundert ausdehnt; manche Inhalte des vorhergehenden Kapitels werden dabei wiederholt und zugleich genauer betrachtet. Arnheim unterscheidet zwischen dem Christentum als „creed religion“ und der althergebrachten römi-

- 65 Vgl. bereits Arnheim: *The Senatorial Aristocracy* (wie Anm. 54), S. 73 Anm. 1. In der Abwehr älterer Positionen, die davon ausgehen, das Christentum sei bereits so weit entwickelt gewesen, daß es auch ohne Konstantin zur Weltreligion angewachsen wäre, vertritt Arnheim dieselbe Ansicht wie beispielsweise K. M. Girardet: *Der Kaiser und sein Gott. Das Christentum im Denken und in der Religionspolitik Konstantins des Großen*. Berlin/New York 2010 (Millennium-Studien 27), S. 10–21, kennt dessen Position allerdings offenkundig nicht. Was die Herleitung der Hinwendung Konstantins zum Christentum in den Quellen (Paneg. 6[7], 21, 2–7, Lact. mort. pers. 44, 5–6, Eus. vita Const. 1, 28–31) betrifft, so erwähnt Arnheim, S. 109, die Passage aus der Lobrede von 310 nicht und bezieht die Berichte bei Laktanz und Eusebius beide auf ein und dasselbe Ereignis unmittelbar vor der Schlacht an der Milvischen Brücke. Vgl. dagegen die differenzierte Interpretation bei Girardet (wie oben), S. 26–76.
- 66 Hierfür bezieht sich Arnheim auf W. Eck: *Das Eindringen des Christentums in den Senatorenstand bis zu Konstantin d. Gr.* In: *Chiron* 1, 1971, S. 381–406, und R. von Haehling: *Die Religionszugehörigkeit der hohen Amtsträger des Römischen Reiches seit Constantins I. Alleinherrschaft bis zum Ende der Theodosianischen Dynastie (324–450 bzw. 455 n. Chr.)*. Bonn 1978 (*Antiquitas* III 23). Zugleich nimmt er Stellung gegen T. D. Barnes: *Statistics and the Conversion of the Roman Aristocracy*. In: *JRS* 85, 1995, S. 135–147, der seines Erachtens damit, daß er gegenteilige Tendenzen auszumachen sucht, nicht überzeugt. Aus denselben Gründen polemisiert er ferner (S. 99–100, 334, 336–337, 403) gegen Alan Cameron (wie Anm. 5).

schen Religion als „communal religion“ (S. 119).⁶⁷ Daher sei das monotheistische Christentum mit seinen genau definierten Glaubensregeln und seinem exklusiven Anspruch eine durch und durch intolerante Religion, die pagane römische Religion aber tolerant, weil sie kein festes Glaubenskonzept verfolgt habe und der römische Staat sowie dessen Gesellschaft und Religion als Bestandteile römischer Identität eine Einheit bildeten. Etwas zu einfach macht es sich Arnheim mit dem Urteil, nach dem Konzil von Nicaea habe Konstantin die Seiten gewechselt, „allowing Arius to return from exile on reformulating his ideas – and banishing his nemesis, Athanasius“ (S. 126). In diesem Kapitel ist deutlich erkennbar, daß Arnheim ein negatives Bild über die Auswirkungen des Christentums auf den römischen Staat (und darüber hinaus, vor allem der katholischen Kirche, bis in die Gegenwart; vgl. S. 129–130) entwirft. Er erinnert an Konstantins Maßnahmen zur Förderung der neuen Religion⁶⁸, urteilt im gleichen Atemzug, daß das Konzil von Nicaea „paved the way for centuries of Christian intolerance and persecution“ (S. 127), und zählt wie zum Beweis unter der Überschrift „The Blending of Civil and Ecclesiastical Authority“ (S. 130) im Codex Theodosianus enthaltene antipagane Gesetzesmaßnahmen auf. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als wolle Arnheim bezüglich des Christentums vor allem eine bestimmte Botschaft vermitteln: „the dominance of Christianity [...] put an end to religious freedom and introduced centuries of persecution of ‚heretics‘ and non-believers of all kind“ (S. 146). Damit beurteilt er auf einseitige Weise die Christianisierung des römischen Reiches nicht aus den Bedingungen der Zeit des vierten Jahrhunderts heraus, sondern legt *ex eventu* einen eindeutig ideologischen Maßstab an diese Frage an.⁶⁹ Das Kapitel hinterläßt

67 Für genauere Einzelheiten verweist Arnheim, S. 119, auf zwei seiner Veröffentlichungen, und zwar auf M. Arnheim: *Is Christianity True?* London 1984 und dens.: *The God Book*. Exeter 2015.

68 Zu der mit diesem Befund nicht ohne weiteres in Einklang zu bringenden Inschrift von Hispellum weiß Arnheim nur zu sagen: „This is a good example of the way Constantine hedged his bets – consenting to the imperial cult in his own honor while attacking paganism in general at the same time“ (S. 126). Vgl. dagegen die sorgfältige Einordnung bei K. M. Girardet: Das Verbot von ‚betrügerischen Machenschaften‘ beim Kaiserkult von Hispellum (CIL IX 5265/ILS 705). In: *ZPE* 182, 2012, S. 297–311. Wiederabgedruckt in: K. M. Girardet: *Studien zur Alten Geschichte der Europäer*. Bonn 2015, S. 449–476.

69 Dies zeigt sich auch an der Polemik gegenüber bestimmten Begriffen, die Richard Flower und Christopher Kelly anwenden, um gewisse Tendenzen der Zeit zu illustrieren. So echauffiert sich Arnheim, S. 144–145 (mit Wiederholung S. 175), darüber, daß Flower den Begriff ‚Häresiologie‘ als anerkannte Disziplin darstelle und

mehr noch als die vorausgehenden den Eindruck eines unübersichtlichen Sammelsuriums.

Mit „Continuity and Change“ (S. 149–196) bietet Arnheim im fünften Kapitel Einblicke in seine Auffassungen zur unterschiedlichen Entwicklung der West- und der Osthälfte des römischen Reiches. Im Abschnitt über den Westen ist Arnheims Blick wieder auf die römische Aristokratie und deren Veränderungen gerichtet. Unter Stichworten wie ‚birth‘, ‚wealth‘, ‚land‘ und ‚office‘ markiert er die Vergrößerung des Landbesitzes, die militärische Befestigung der Güter, die Tendenz bedeutender Latifundienbesitzer, kleinere Eigentümer in Abhängigkeit zu bringen, den Zusammenhang zwischen der Ausübung von Statthalterschaften durch die aristokratische Elite und der Ausweitung eigener Ländereien in den von diesem Personal verwalteten Provinzen, eine standesbezogene Rechtsprechung und den Weg der Aristokratie ins Mittelalter, der unter der Herrschaft der Völkerwanderungsreiche nach und nach wohl zur Vermischung der römischen und ‚barbarischen‘ Elite (S. 173–174) führte. Bemühungen der jetzt oft ständig in den Provinzen ansässigen senatorischen Aristokraten, auch im fünften Jahrhundert noch die Beziehungen mit der Stadt Rom aufrechtzuerhalten, erkennt er durchaus an, betont aber mit der Feststellung eines „decline of the number of senators present in Rome“ die Wirksamkeit zentrifugaler Kräfte (S. 157).⁷⁰ Hinzu

Kelly den Säulenheiligen Simeon als „great Syrian holy man“ bezeichne. Dabei sucht Flower unter Bezugnahme auf die Praxis in der Spätantike nur die Bedeutung der Häresiologien für die Zeitgenossen zu illustrieren und verwendet Kelly den in der Forschung eingeführten Begriff des ‚heiligen Mannes‘, natürlich ohne damit zu bekennen, daß dies auch seiner persönlichen Meinung zur Qualifizierung des Simeon Stylites entspricht. Vgl. R. Flower: „The Insanity of Heretics Must Be Restrained“: Heresiology in the *Theodosian Code*. In: Ch. Kelly (Hrsg.): *Theodosius II. Rethinking the Roman Empire in Late Antiquity*. Cambridge/New York 2013 (Cambridge Classical Studies), S. 172–194, hier S. 173–176, und Ch. Kelly: *Rethinking Theodosius*. In: Ch. Kelly (Hrsg.): *Theodosius II (wie oben)*, S. 3–64, hier S. 48. Vgl. im übrigen auch den Begriff für das pagane Pendant des ‚heiligen Mannes‘, den *θεῖος ἀνὴρ*; dazu L. Bieler: *Θεῖος ἀνὴρ*. Das Bild des „göttlichen Menschen“ in Spätantike und Frühchristentum. 2 Bde. Wien 1935–1936. Nachdruck Darmstadt 1976 und M. Alviz Fernández: *Theios aner. Hacia una Historia social de los santos paganos*. Besançon 2022. Zur Transformation der Vorstellung vom *θεῖος ἀνὴρ* ins Christliche vgl. R. Serrano Madroñal: *Symeon the Stylite. The Best Archetype of a θεῖος ἀνὴρ in Late Antiquity?* In: M. Alviz Fernández/D. Hernández de la Fuente (Hrsgg.): *Shaping the „Divine Man“*. Holiness, Charisma and Leadership in the Greco-Roman World. Stuttgart 2023 (Potsdamer altertumswissenschaftliche Beiträge 84), S. 245–257.

70 Vgl. dagegen die völlig konträre Sichtweise bei Salzman (oben S. 343–353).

kommen bei Arnheim die oft wenig erfolgreichen Versuche der Kaiser, die Verselbständigungstendenzen der Senatoren zu begrenzen; auch hier wieder greift also sein antagonistischer Ansatz, eine starke – und obendrein auf sich selbst bezogene – Aristokratie schwäche die Stellung des Kaisers.

Der Abschnitt über die Osthälfte des römischen Reiches ist zweigeteilt: Zunächst konstatiert Arnheim „a wave of pro-Byzantine special pleading among a number of academic writers“ (S. 175) und polemisiert bei dieser Gelegenheit unter anderem gegen den ‚empire‘-Begriff sowie die angebliche Marginalisierung des Schismas von 1054 bei Averil Cameron⁷¹, gegen die Qualifizierung des oströmischen Reiches als „Greek“ (S. 180) und die darin enthaltene Feststellung der Existenz von „two separate empires“ (S. 183) sowie das in der Nichtanerkennung kaiserlicher Konstitutionen als Gesetze liegende „misunderstanding of the nature of legislation“ (S. 184) durch Fergus Millar⁷². Man muß sich allerdings auch hier wieder fragen, was denn nun diese Einlassungen mit dem Thema des Buches zu tun haben sollen. Arnheims Ambitionen gehen ganz offenbar weit über die Beantwortung der Frage „Why Rome Fell“ hinaus. Als Eigenheit und damit Indiz für eine gegenüber dem weströmischen Reich divergente Entwicklung des byzantinischen Bereichs kennzeichnet Arnheim unter anderem eine Aristokratie, die, anders als im römischen Westreich, bis zum elften Jahrhundert nicht ererbt, sondern ganz wesentlich durch die Ausübung von Ämtern erworben sei; als Prototyp nennt er die mächtige Stellung der Eunuchen am Hof von Konstantinopel. Auch das enge Verhältnis zur Kirche ist für Arnheim ein Zeichen potentieller Schwäche des Kaisers, weil der Herrscher durch die Kirche für bestimmte Zwecke habe eingespannt werden können (S. 193).

Im abschließenden Kapitel des ersten Teils stellt Arnheim mit „Two Models of Government“ (S. 197–260) den von ihm für eine sozusagen anthropologische Konstante gehaltenen Antagonismus von Monarchie und Aristokratie genauer vor⁷³ und verfolgt diesen Gedanken von Rom und Griechenland in der Antike über das neuzeitliche Frankreich und England bis zu den Bei-

71 Arnheim bezieht sich dabei auf Averil Cameron: *Byzantine Matters*. Princeton, NJ/Oxford 2014, S. 30 und S. 105.

72 Als Beleg führt Arnheim F. Millar: *A Greek Roman Empire. Power and Belief under Theodosius II*. Berkeley, CA/Los Angeles/London 2006, S. 6–8, an.

73 Inspiriert sind die Inhalte dieses Kapitels wohl von Arnheims folgender Vorarbeit: *M. Arnheim: Two Models of Government. A New Classification of Governments in Terms of Power*. Exeter 2016.

spielen Kuba, Argentinien und China im 20. Jahrhundert. Die Unvereinbarkeit der beiden Herrschaftsformen liege darin begründet, daß sich die reine Monarchie unter Umgehung der Eliten auf ihr Ansehen bei der Masse der Bevölkerung stütze und um so größere Schwächen zeige, je mehr aristokratische Elemente an der Herrschaft beteiligt seien. In die aristokratischen Herrschaftsformen ordnet Arnheim auch die athenische Demokratie ein⁷⁴ und stellt als Resultat seines Gedankenganges, der umfangreiche Stellungnahmen gegen Positionen Moses Finleys (S. 211–216) und Arnold Gomme (S. 216–218) einschließt, darüber hinaus eine „affinity between tyranny and democracy“ (S. 218) fest. Es ist nicht ohne weiteres erkennbar, was dieses Kapitel mit dem Titel der Monographie zu tun haben mag. Dieses Problem betrifft aber auch weite Teile der vorausgehenden fünf Kapitel. Erst im zweiten Teil des Buches präsentiert Arnheim seine Lösung.

3.2 Erklärungen zu der Frage „Why Rome Fell“

Der Teil über „Conflicting Theories“ (S. 261–408) beginnt mit einem Vorwort (S. 263–271), das zunächst in teilweise geradezu ehrerbietigen Worten die Position von A. H. M. Jones zu den Gründen für den Niedergang des weströmischen Reiches erläutert.⁷⁵ Jones mache mit den permanenten ‚barbarischen‘ Angriffen hauptsächlich außenpolitische Gründe für den Niedergang des weströmischen Reiches geltend, diskutiere darüber hinaus aber auch eine Reihe innenpolitischer Gründe, unter denen er die inneren Schwächen des Reiches für signifikant, aber nicht ausschlaggebend halte – alles in allem für Arnheim „an impressive logical edifice indeed“ (S. 269; vgl. S. 378). Ohne also Jones für diese Sichtweise zu kritisieren, hält Arnheim selbst demgegenüber die internen Ursachen des Niedergangs für bedeutsamer als die externen und nennt hierfür die Rolle der senatorischen Aristokratie im rö-

74 Eine Stelle aus der Gefallenenrede des Perikles bei Thukydides (Thuk. 2,37,1: καὶ ὄνομα μὲν διὰ τὸ μὴ ἐς ὀλίγους ἀλλ' ἐς πλείονας οἰκεῖν δημοκρατία κέκληται) kommentiert Arnheim, S. 208, mit den Worten: „*Note*, this is **not** government *by* the many but only *in the interests of* the many!“ (Hervorhebungen im Original). Damit deutet er die von Thukydides dieser Rede unterlegte Tendenz in seinem Sinne um. Er weist in diesem Zusammenhang bezeichnenderweise ebenfalls auf Thuk. 2,65,9 hin: ἐγγίγνετό τε λόγῳ μὲν δημοκρατία, ἔργῳ δὲ ὑπὸ τοῦ πρώτου ἀνδρὸς ἀρχή.

75 Arnheim bezieht sich hierfür auf das Hauptwerk von Jones, den er als „my esteemed and beloved doctoral supervisor“ (S. 263) vorstellt: A. H. M. Jones: *The Later Roman Empire 284–602. A Social, Economic and Administrative Survey*. 3 Bde. Oxford 1964.

mischen Westen (S. 269), weist aber auch auf die Veränderungen hin, die das Christentum mit sich brachte (S. 270). Etwas klarer noch wird das Bild in den folgenden Kapiteln, die im wesentlichen aus der Vorstellung verschiedener Zugänge und Deutungen zum Thema von „Decline and Fall, or Drift and Change?“ sowie Arnheims Kommentaren hierzu bestehen.

Der Autor eröffnet den zweiten Teil mit „Varieties of History“ (S. 273–298) und damit Einblicken in verschiedene Sichtweisen auf die Vergangenheit, die er mit den eigenen Anschauungen über eine angemessene Darstellung von Geschichte abschließt. Wieder werden einige Wissenschaftler für ihre Haltungen kritisiert: Finley für sein Bekenntnis zu tendenziöser Geschichtsschreibung „supporting or even promoting a particular political, moral and social position“ (S. 276) und auch wieder einmal Millar und Syme für bereits im ersten Kapitel ausgemachte Defizite. Ein besonderer Dorn im Auge sind Arnheim die Positionen und Bewertungen Peter Browns⁷⁶ zur Transformation der Spätantike ins frühe Mittelalter und zum Anteil des Christentums an diesem Prozeß (S. 289–290); hierzu wählt er signifikante kurze Zitate aus Werken Browns aus, die er mit dem Ziel negativ kommentiert, die wissenschaftliche Haltlosigkeit der vorgebrachten Ansichten herauszustellen. Auch die Betonung faktenbasierter Historiographie ist ihm am Beispiel Leopold von Ranke und Edward Hallett Carrs⁷⁷ einige Worte wert. Dabei scheint er zu bedauern, daß Ranke eine Trennlinie zwischen „history as a guide to the future and history simply as a straightforward factual account of the past“ zieht (S. 280), ohne zu erkennen und darauf einzugehen, daß mit dieser Unterscheidung eine für die Verwissenschaftlichung des Zugangs zur Geschichte erforderliche Neuorientierung verbunden ist, die wir dem Historismus verdanken.⁷⁸

76 Arnheim bezieht sich vor allem auf folgende Studien Browns: *The World of Late Antiquity* (wie Anm. 5); ders.: *Christianization and Religious Conflict*. In: *Cambridge Ancient History*. Bd. 13: Averil Cameron/P. Garnsey (Hrsgg.): *The Late Empire, A. D. 337–425*, Cambridge/New York 1998, S. 632–664; ders.: *The World of Late Antiquity Revisited*. In: *SO* 72, 1997, S. 5–30.

77 Arnheim, S. 280, bezieht sich auf das Ranke-Wort: „will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen“ (L. von Ranke: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535*. Bd. 1. Leipzig/Berlin 1824, S. VI), ferner auf E. H. Carr: *What is History?* Harmondsworth 1961. Deutsch unter dem Titel: *Was ist Geschichte?* Stuttgart 1963.

78 Dazu mehr im Rahmen der Rezension des Buches von Watts, unten S. 398–399.

Die Deutung des römischen Niedergangs durch Edward Gibbon (Kapitel 8: „Gibbon’s *The Decline and Fall of the Roman Empire*“, S. 299–307) bejaht Arnheim ohne erkennbare Vorbehalte. Dabei gefällt ihm besonders Gibbons Erklärung des römischen Verfalls durch „the triumph of barbarism and religion“, wobei das Christentum Gibbon zufolge insbesondere dazu beigetragen habe, dem römischen Reich die militärische Widerstandskraft zu nehmen (S. 306; vgl. S. 355–356). Das entspricht zwar nicht genau Arnheims eigener Einschätzung, kommt ihm angesichts seiner grundsätzlichen Einstellung zum Christentum aber gelegen. Wenig hält er – zu Recht – von „The Malaria Hypothesis“ (Kapitel 9, S. 308–314). Unter dieser Überschrift behandelt er auch andere, vor allem durch Kyle Harpers Buch⁷⁹ popularisierte naturwissenschaftliche Begründungen für Roms Niedergang, die er wegen ihrer zu monokausalen Erklärungen ablehnt. Die von Henri Pirenne⁸⁰ unter Einbeziehung der islamischen Eroberungszüge gebotene Deutung (Kapitel 11: „The Pirenne Thesis“, S. 344–356) hält er für interessant, kritisiert sie aber auch in vielen Einzelheiten, insbesondere da Pirenne seines Erachtens die Unterschiede zwischen dem Westen und dem Osten hinsichtlich des Wechselspiels von Wandel und Kontinuität nicht hinreichend berücksichtige. Die Ähnlichkeiten zwischen Christentum und Islam in Bezug auf fehlende Toleranz bieten ihm auch hier wieder Anlaß, sich zu diesem Thema umfassend zu äußern (S. 352–355).

Es ist im übrigen nicht weiter verwunderlich, daß Arnheim „The Role of Religion“ (S. 315–343) ein eigenes – das zehnte – Kapitel wert ist. Hier faßt er seine in den vorausgehenden Kapiteln verstreut untergebrachten Ansichten zur paganen und christlichen Religion, auch zum Judentum, ferner zur Kritik an den Positionen verschiedener Wissenschaftler über die Folgen der Verbreitung des Christentums im spätrömischen Reich noch einmal zusammen. Zugleich hält der Autor die gerade von christlicher Seite überlieferten Angaben zur Schärfe der Christenverfolgungen – sicherlich mit oft guten Gründen – für übertrieben (S. 325–329),⁸¹ malt aber umgekehrt die antipaganen Maßnahmen der Christen in besonders dunklen Farben (S. 333–338; vgl. S. 130–132). Arnheims Ansicht kulminiert in den Worten: „Christianity

79 Hierzu oben S. 353–373.

80 H. Pirenne: *Mahomet et Charlemagne*. Paris/Brüssel 1937.

81 Arnheim stützt sich für diese Einschätzung auf C. Moss: *The Myth of Persecution. How Early Christians Invented a Story of Martyrdom*. New York 2013.

contributed indirectly to the ‚fall‘ of the Western Empire and also to the shrinkage of Byzantium in the face of an Arab onslaught“ (S. 343).

Die Kritik vor allem an Peter Brown und dessen Verständnis von der gesellschaftlichen Transformation in der Spätantike ist Gegenstand des zwölften Kapitels („Late Antiquity“, S. 357–378). Arnheim geht mit Brown hart ins Gericht und kritisiert dessen optimistische Ansichten über die Friedfertigkeit der ‚Barbaren‘ und die Erfolge des nachkonstantinischen römischen Reiches, die Marginalisierung der christlichen Intoleranz und die Propagierung eines friedlichen Wandels allgemein in dieser Zeit.⁸² Er unterstellt Brown „a strong streak of special pleading, denying any image of ‚catastrophe,‘ and rejecting the traditional picture of ‚decline and fall‘ of the Roman Empire in the West in favor of a thoroughly positive, upbeat portrayal of ‚late antiquity‘ as essentially a ‚Good Thing‘“ (S. 377). Zugleich bezichtigt er Brown der Parteilichkeit („a partisan approach“, S. 378) – ein schwerer Vorwurf. Bei alledem berücksichtigt Arnheim nicht, daß ein Höhepunkt der Historiographie zur Spätantike kein Schlußpunkt ist und nicht dauerhaft mit Jones verbunden bleiben muß. Es ist legitim, daß jede Zeit ihren eigenen Zugang zur Vergangenheit erarbeitet, und es ist nicht verwerflich, daß in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts mit den Ansichten Browns und anderer Althistoriker ein neues Paradigma zur Sozial- und Ideengeschichte der Spätantike erprobt wurde, das ja in der Tat zu Widerspruch und neuen Forschungen anregt, ohne daß damit zwingend die Rückkehr allein zu alten Positionen verbunden wäre. Indem er gegen Browns „rose-tinted view“ (S. 290) etwa Peter Heather⁸³ in Stellung bringt (S. 289–290, 359), begünstigt er mit genau dem Gegenstück zur Vorstellung des friedlichen Wandels in der Spätantike wiederum eine dichotomische Sichtweise, ohne die ja außerdem auch reichlich vorhandenen Zwischentöne einzubeziehen. Mit der völligen Ablehnung der Positionen Browns macht es sich Arnheim jedenfalls zu leicht.

Das letzte Kapitel des zweiten Teils, „Assassination or Accommodation?“ (S. 379–408), läßt noch einmal in Form einer – in dieser Gegenüberstellung eigentlich falschen – Alternative die außen- und innenpolitischen Gründe

82 Neben Brown: *The World of Late Antiquity* (wie Anm. 5), wertet Arnheim vor allem Stellen aus folgenden Werken aus: P. Brown: *Authority and the Sacred. Aspects of the Christianisation of the Roman World*. Cambridge 1995; ders.: *Christianization and Religious Conflict* (wie Anm. 76); ders.: *The Rise of Western Christendom. Triumph and Diversity A. D. 200–1000*. 3. Aufl. New York 2013.

83 Heather (wie Anm. 4).

für das Ende des weströmischen Reiches Revue passieren, mit Blick auf die Inhalte des gesamten Buches darüber hinaus die Zusammenfassung (S. 411–432). Auch hierbei ergibt sich eine Gegenüberstellung der Positionen von Vertretern vorwiegend katastrophaler Szenarien, denen Arnheim trotz anderer eigener Schwerpunktsetzung Sympathien entgegenbringt,⁸⁴ und von Anhängern der These hauptsächlich friedlichen Wandels, deren Haltung er ganz entschieden widerspricht. Das Ende des weströmischen Reiches mit dem Jahr 476 anzusetzen, hält Arnheim mit guten Gründen für weitgehend irrelevant (S. 391, 397, 406). Er verweist auf das weiterexistierende oströmische Reich und das ins Mittelalter und in die Neuzeit gerettete römische kulturelle Erbe, nicht jedoch auf den mit der Pragmatischen Sanktion und der Etablierung byzantinischer Herrschaft in Italien einhergehenden Bedeutungsverlust des Senats und weitere Veränderungen zuungunsten der bisherigen Verankerung römischer Mentalität im Westen.⁸⁵

Für den Niedergang Roms macht Arnheim ein „interplay between the internal and external forces“ (S. 430) verantwortlich. Noch vor den Angriffen ‚barbarischer‘ Gruppen und der Übernahme großer Teile des Westreiches durch sie stellt er als bedeutend heraus, daß „aristocracy prevailed over monarchy“ (S. 271) und durch ihre auf Eigennutz gerichtete Gesinnung, die sie unter anderem die Zusammenarbeit mit den auf Reichsgebiet sesshaft gewordenen Völkerwanderungsverbänden suchen ließ, zur politischen Schwächung des Reiches durch geteilte Loyalitäten in einer letztlich zerrissenen Gesellschaft maßgeblich beitrug (S. 400–402, 405–406).⁸⁶ Ein weiterer Faktor, der einen gewichtigen Anteil am Verfall Roms hatte, war nach Arnheims Ansicht das Christentum im römischen Reich, das wegen seiner Intoleranz

84 Abgelehnt wird von Arnheim, S. 380, allerdings die Ansicht André Piganiols vom Mord an der römischen Zivilisation, da mit dieser These das Ende des weströmischen Reiches mit dem der römischen Zivilisation gleichgesetzt werde; vgl. A. Piganiol: *L'empire chrétien* (325–395). Paris 1947.

85 Vgl. dazu das hier besprochene Buch von Salzman (oben S. 343–353) und vor allem oben S. 350–352.

86 Diese Ansicht vertritt Arnheim in nuce bereits in seiner Dissertation (wie Anm. 54), S. 7 (wiederholt S. 171): „The aristocracy was essentially a centrifugal force, which helped to undermine the position of the imperial administration from within while war and invasion threatened it from the outside.“ An dieser Position und an den fehlenden Urteilsgrundlagen übte bereits Eadie (wie Anm. 54), S. 96, scharfe Kritik unter Hinweis auf die mangelnde Berücksichtigung des Militärs in der Verfügungsgewalt des Kaisers und seiner Heerführer sowie der Rolle namhafter ‚Barbaren‘ am kaiserlichen Hof.

und der Verfolgung Andersdenkender ähnliche gesellschaftliche Folgen zeitigte wie das Verhalten der Aristokratie. Neben den Aspekten von ‚decline and fall‘ Roms gibt er aber auch Hinweise auf andere, die Kraft des römischen Erbes betonende Gesichtspunkte: „what is far more important is the degree of continuity and change since its demise“ (S. 381).

3.3 Zusammenfassung zu Arnheim

Arnheims Darstellung ist nicht aus einem Guß gefertigt. Obendrein muß man sich fragen, welche Ziele der Autor wohl eigentlich verfolgt. Die ersten Kapitel präsentieren in etwas gewöhnungsbedürftiger Form die Ergebnisse der Dissertation des Autors, ohne daß diese nach fünfzig Jahren in Anbetracht jüngerer Forschungen in nennenswertem Umfang inhaltlich überarbeitet und angepaßt worden wären.⁸⁷ Allerdings verleiht er ihnen eine Form, der wohl auch ein breiteres Publikum ohne genuin althistorische Vorbildung gewachsen ist. Zu den Resultaten der Dissertation fügt Arnheim jetzt neue Untertöne hinzu. Dazu gehören zunächst der bereits die ersten Kapitel durchziehende und im sechsten Kapitel kulminierende Antagonismus von Monarchie und Aristokratie und sodann die durch und durch negative Bewertung der Auswirkungen des Christentums im spätantiken römischen Reich. Die Verbindung all dieser Ausführungen mit dem Thema des Buches über den Niedergang Roms treten im ersten Teil noch nicht in den Vordergrund, Einzelheiten hierzu werden aber bei passenden Gelegenheiten angedeutet. Zum zentralen Sujet wird der Niedergang Roms erst im zweiten Teil, der verschiedene Szenarien der althistorischen Forschung zu diesem Gegenstand vorstellt und kommentiert sowie die eigene Lösung als Ergebnis logischer Schlüsse präsentiert.

Am meisten irritiert an diesem Buch der Umgang Arnheims mit der Forschung. Er weiß sich A. H. M. Jones verpflichtet und schätzt dessen wissenschaftliches Œuvre sicher zu Recht hoch, hält aber Jones' und seine eigenen Erkenntnisse sozusagen für absolut verbindliche Orientierungsmarken, an denen er jüngere Forschungen mißt. Jones' Ehrenrettung und die seiner eigenen Dissertationsergebnisse scheinen ein nicht unwichtiges Anliegen dieses Buches zu sein. So gibt es aber keinen Erkenntnisfortschritt. Es geht nicht an, in Forschungsarbeiten der Jahre vor allem nach 1964 und 1972 geäußerte Ansichten satz- oder passagenweise zu isolieren, ohne den Kon-

87 Vgl. hierzu oben S. 374–375 mit Anm. 56.

text, in den sie argumentativ eingebettet sind, weiter zu berücksichtigen, und mit den eigenen oftmals bissigen Kommentaren zu überziehen, um sie so ins wissenschaftliche Abseits zu stellen. Wichtige, aber längst nicht die einzigen Gegner, mit denen er auf diese Weise regelrecht abrechnet, sind Peter Brown, Alan Cameron und Averil Cameron. Bei dieser Vorgehensweise bietet Arnheim Überlegungen auf einer scheinbar rein logischen Basis, zum Beispiel in Form eines Ausschlußverfahrens oder der Gegenüberstellung zweier Lösungen, von denen er eine – seine – als genau richtig darstellt und die andere völlig verwirft. Diese Darlegungen wirken wie eine auf grobe Pinselstriche reduzierte Argumentation im Interesse einiger weniger isolierter Hauptaussagen, stellen aber keine wirkliche Feinarbeit mit sorgfältigen Abwägungen im einzelnen dar. Viele wichtige Zwischentöne, die ins Thema mit hineinspielen können, fallen dabei zugunsten der Reduktion auf diametral entgegengesetzt dargestellte Meinungen unter den Tisch.

Ein weiteres Ziel Arnheims dürfte in der Vermittlung seines politischen und religiösen Weltbildes liegen, was es rechtfertigen könnte, dieses Anliegen als seine Botschaft oder Mission zu bezeichnen, die er unter anderem auch mit diesem Buch über das Ende Roms verfolgt. Er kombiniert Ergebnisse seiner althistorischen Dissertation mit Darlegungen zur Dichotomie zwischen Monarchie und Aristokratie in allen möglichen Gesellschaften auch der Neuzeit sowie mit seinen negativen Einschätzungen zu Auswirkungen des Christentums auf die Gesellschaft in allen Epochen, mit Themen also, die er bereits in anderen Veröffentlichungen behandelt hat. Klar erschließbar ist ferner das damit verbundene Anliegen, man solle mit Hilfe der sich anbietenden Vergleiche aus der Geschichte lernen,⁸⁸ ein Ansinnen, das man mit guten Gründen seit zwei Jahrhunderten aus dem Umgang mit der Vergangenheit verbannt hat, um wissenschaftlichen Erfordernissen Genüge zu tun⁸⁹. Arnheim scheint es also eher darum zu gehen, ein bestimmtes Anliegen zu popularisieren, als um eine primär wissenschaftliche Zielsetzung.

88 Bezeichnenderweise bezieht sich Arnheim, S. 297, bei der Vorstellung dieses Zieles auf Thuk. 1,22,4: ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις κατὰ τὸ ἀνθρώπινον τοιούτων καὶ παραπλησίων ἔσεσθαι, ὠφέλιμα κρίνειν αὐτὰ ἀρκούντως ἔξει.

89 Zu Einzelheiten weiter unten S. 398–399 im Rahmen der Rezension des Buches von Watts.

4. Edward J. Watts – der römische Niedergangs- und Erneuerungs-gedanke, ein zeitunabhängiges rhetorisches Versatzstück zur Stabilisierung von Machtansprüchen?

Einen völlig anderen, aber ebenfalls durch aktuelle Beobachtungen inspirierten Zugang repräsentiert die Monographie von Edward Watts. Die Rede über „a dangerous idea“ im Untertitel des Buches weist auf eine Botschaft für die Gegenwart hin: In der Tat beginnt („Introduction: A Snapshot and a Story“, S. 1–6) und endet das Buch („Conclusion: Roman Decline and Fall in Contemporary America“, S. 234–242) mit dem Bezug auf Stellungnahmen konservativer Politiker und Publizisten zum vermeintlichen Niedergang in der modernen Gesellschaft der Vereinigten Staaten von Amerika und aus politischen Debatten über diese Thematik zusammengetragenen Deutungsansätzen. Diese instrumentalisieren – historisch falsch, wie Watts zu Recht konstatiert, aber darüber hinaus zugleich wissenschaftlich nicht statthaft – für Rezepturen zur Vermeidung des vermeintlich beobachteten Verfalls und damit verbundener Gefahren für den Staat die römische Antike mit ihrem Niedergangs- und Erneuerungsdenken. Im wesentlichen will Watts in sechzehn Kapiteln mit einem Gesamtdurchgang durch die römische Geschichte bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen und darüber hinaus bis zu deren Folgen für das Denken im christlichen Europa der Kaiser Maximilian I. und Karl V. das Auf und Ab der Indienststellung des Gedankens von ‚decline‘ und ‚renewal‘ im Selbstverständnis der jeweiligen Gegenwarten und damit verbundener politischer Absichten nachzeichnen. Abgerundet wird dieser Gedanke sodann mit einem Schlußkapitel (Kapitel 17: „A Dangerous Idea“, S. 222–233), das einen Bogen über dieses Thema in der Frühen Neuzeit von der Renaissance bis zu Edward Gibbons Werk spannt und an dem Gedankengut Benito Mussolinis auf die Gefährlichkeit der damit verbundenen Vorstellungen hinweist. Ursprünglich hatte Watts vor, „a short essay about the use and misuse of the Roman past“ zu diesem Thema zu schreiben (S. IX), doch im Laufe der Beschäftigung mit dem Gegenstand sei aus dem zusammengetragenen Material ein ganzes Buch entstanden. Der Rezensent bedauert diese Entwicklung und hätte eine Abhandlung in Aufsatzform für gewinnbringender gehalten; dies hätte die Darstellung zugunsten des wirklich Wichtigen straffen und durch einen heilsamen Zwang zu stärkerer Abstraktion daraus zu ziehenden Lehren ein deutlicheres Profil verleihen können.

4.1 Niedergang und Erneuerung in verschiedenen Zeitabschnitten

Bei seinem Durchgang durch die römische – und nachrömische, dem Selbstverständnis der Zeit zufolge Rom fortsetzende – Geschichte beginnt Watts mit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. So habe M. Porcius Cato nach dem zweiten Punischen Krieg den auf Einflüsse des Hellenismus zurückgeführten moralischen Niedergang in der Gegenwart angeprangert und ein Erneuerungsprogramm zugunsten althergebrachter römischer Werte propagiert. Der Niedergangsrhetorik eines Cato stellt Watts sodann den realistisch wirkenden Niedergang infolge der gracchischen Reformbemühungen und der dadurch hervorgerufenen offenen gesellschaftlichen Spaltung gegenüber (S. 15), die sich in den Bürgerkriegsszenarien des ersten Jahrhunderts v. Chr. fortsetzte (S. 21). Mit dem gegenwartsbezogenen Erneuerungsprogramm des Augustus sei der Niedergang sodann mit der Vergangenheit verbunden worden. Hier hätte Watts noch etwas deutlicher werden und auf die Fundierung des Prinzipats durch Entzeitlichung mittels Anknüpfung an eine mythische Vergangenheit aufmerksam machen können, die unter dem Schein der Traditionsverbundenheit ein Restaurationsprogramm ideologisch verbrämte, das in Wirklichkeit Neuerungen brachte, die einen Bruch mit der Vergangenheit bedeuteten; doch das hätte vielleicht vom ‚decline‘-und-‚renewal‘-Gedanken abgelenkt.

Mit dem Prinzipat änderte sich das Narrativ, wie Watts richtig beobachtet. Der Niedergang war nun kein Symptom der Gegenwart mehr, sondern ein Vorwurf an die Vergangenheit, von der sich ein neuer Kaiser nach einem Herrschaftswechsel immer dann abheben konnte, sofern dies mit politischen Vorteilen für ihn verbunden war. Als Musterbeispiel hierfür behandelt Watts, wie sich Trajan zur Absicherung seiner Herrschaft von der Negativfolie Domitians absetzte, die er unter Bezugnahme auf Passagen bei Tacitus, Plutarch und Plinius dem Jüngeren in die Rhetorik eines Niedergangs in der jüngeren Vergangenheit und der nun bestehenden Aussicht auf Erneuerung einordnet (S. 33–39).⁹⁰ Damit liegt das Paradigma für den Wechsel von ‚decline‘ und ‚renewal‘ in der römischen Kaiserzeit vor und wird in seinen Va-

90 Nicht weiter verwundern aber darf „the fact that the men who described the great age of Trajanic renewal had not remarked on the supposed Roman decline superintended by Domitian when it was happening“, worin Watts ein inkonsequentes Verhalten der genannten Schriftsteller auszumachen scheint (S. 38), schließlich konnte man auf die Verhältnisse unter dem gegenwärtigen Herrscher nur in panegyrischer

riationen für die nächsten zwei Jahrhunderte durchgespielt: Für die Zeit bis zu den Severern einschließlich konstatiert Watts lange Zeit eine Erneuerungsrhetorik, ohne daß für die Vergangenheit Niedergangsszenarien beschworen worden wären, obwohl er wie Gibbon und Harper, später auch unter Rückgriff auf Retrospektiven bei Cassius Dio und Herodian, im Verlauf der Regierungszeit Marc Aurels und unter Commodus eine Wende zum Schlechteren ausmacht (S. 43–44, 47–49, 51–52). Der Niedergangsgedanke spielte aber im dritten Jahrhundert als notwendiges Pendant zur Erneuerung immer dann wieder eine Rolle, wenn sich nach einem der häufigen Herrscherwechsel das neue Regime vom Vorgänger vorteilhaft glaubte absetzen zu müssen, um seine Akzeptanz zu verbessern.

In Anbetracht der zunehmenden Christianisierung des römischen Reiches stellt Watts einen neuen Gedanken in den Mittelpunkt: Der ständige Wechsel von Niedergang und Erneuerung sei aus christlicher Sicht mit der Konstantinischen Wende durch die Einbeziehung von Christen in die Verantwortung für den Staat durch eine völlig neue Ordnung ersetzt worden, die aufgrund des mit der andersartigen religiösen Ausrichtung verbundenen zukunftsgerichteten Fortschrittsgedankens die römische Tradition letztlich zur Bedeutungslosigkeit verdammt habe (S. 77–78). Daneben existierten noch eine gewisse Zeit pagane Vorstellungen, die alten Denkmustern verpflichtet gewesen seien, bedeutend etwa zur Zeit Julians und auch in den Jahren außenpolitischer Neuaufstellung durch die valentinianische Dynastie – hierfür zieht Watts Ansichten des Festus, Eutrops und des Symmachus heran –, doch bald überformt und marginalisiert durch die entschiedene Förderung des Christentums. Deren Konsequenzen exemplifiziert Watts an der Gegenüberstellung der Ansichten des Symmachus über den römischen Niedergang infolge antipaganer Maßnahmen und des Ambrosius über den christlichen Fortschrittsgedanken, der dem Mailänder Bischof zufolge zu einem besseren Reich führe (S. 97–101).⁹¹ Angesichts der unterschiedlichen Entwicklung, die das römische Reich im Westen und im Osten in der Folgezeit nahm, ging auch der christliche Fortschrittsgedanke verschiedene Wege: Für beide Reichsteile lag die Zukunft im Christentum. Darüber hinaus erinnerte man im Westen, so stellt Watts heraus, angesichts der zunehmen-

Form eingehen. Es wäre daher zeitübergreifend untersuchenswert gewesen, inwieweit sich dieses Problem auf die Niedergangs- und Erneuerungsrhetorik auswirkte, doch darauf geht Watts nirgends ein.

91 Vgl. *Symm. rel.* 3 und *Ambr. epist.* 17–18.

den Schwierigkeiten dieses Reichsteils an Gottes Einschreiten, das die Menschen vom Sündenpfad abbringen solle (Augustinus, Orosius), und formulierte auch die Vorstellung, die christliche Zukunft liege in Jenseits (Paulinus von Pella). Anders sah man das im Ostreich: Für Justinian akzentuiert Watts das Bemühen, die kaiserlichen Pflichten gegenüber Gott zu erfüllen, Erfolge für das römische Reich zu erringen und so im Diesseits für eine bessere Zukunft zu sorgen. In dieses Selbstverständnis ordnet er Justinians Feldzüge gegen die Vandalen und die Goten als Befreiung des Westens von barbarischer Tyrannei im Sinne christlichen Fortschrittsdenkens in Richtung auf eine bessere Zukunft ein – und beurteilt sie letztlich nicht ohne Grund als Zerstörungswerk, das später Kräfte freisetzte, ein eigenes römisches Reich für den Westen zu reklamieren (S. 129, 134).

Der Gedanke an politisch-militärische Mißerfolge und anderes Unglück als Gottes Strafe für menschliche Sünden sollte letztlich auch das oströmische Reich nicht verschonen. Er spielte schon bei Justinian, etwa angesichts von Naturkatastrophen, eine Rolle⁹² – ein Gesichtspunkt, auf den Watts allerdings nicht eingeht –, vor allem aber infolge der arabischen Eroberungserfolge im siebten Jahrhundert. In der Verurteilung des Monotheletismus auf dem dritten Konzil von Konstantinopel 680/681 und in den ikonoklastischen Tendenzen des achten Jahrhunderts sieht Watts Reaktionen der Suche nach einer positiven göttlichen Antwort auf die Probleme des Reiches (S. 145–146). Die Schwäche Konstantinopels brachte den Papst angesichts der langobardischen Bedrohung in Italien im Laufe des achten Jahrhunderts dazu, im Fränkischen Reich eine neue Schutzmacht zu suchen. Zusammen mit den militärischen Erfolgen Karls des Großen gegen die Langobarden wurden so im Westen die Umrisse eines neuen ‚römischen‘ Machtbereichs sichtbar⁹³, der sich gegenüber dem aus römischer Sicht nunmehr ‚griechischen‘ und obendrein häretischen Osten positionierte und in Karls Kaiser-

92 Vgl. zum Beispiel M. Meier: Das andere Zeitalter Justinians. Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung im 6. Jahrhundert n. Chr. Göttingen 2003 (Hypomnemata 147), zusammenfassend S. 648–655 (von Watts nicht herangezogen).

93 Watts integriert in diesem Zusammenhang die Fälschung des vor allem seit dem Hochmittelalter als ‚Konstantinische Schenkung‘ relevanten *Constitutum Constantini* wohl zu Unrecht in einen römischen Kontext und zieht sie bereits für die 770er und 780er Jahre im Sinne wirksamer Fundierung einer weltlichen Herrschaft des Papstes heran (S. 155–157, 205–206). An dieser Forschungsposition sind in letzter Zeit wohl begründete Zweifel geäußert worden; vgl. J. Fried: *Donation of Constantine and Constitutum Constantini. The Misinterpretation of a Fiction and its Original Meaning. With a contribution by W. Brandes: “The Satraps of Constantine”*,

krönung kulminierte, die vom byzantinischen Kaiser 812 schließlich anerkannt wurde.

Watts behandelt sodann die Schwächung des Fränkischen Reiches seit den späten Karolingern und die Konsolidierung des Byzantinischen Reiches unter der Makedonischen Dynastie. Gründe, für Konstantinopel wieder ernsthaft vom „old model of Roman decline and recovery“ zu reden, sieht er angesichts innenpolitischer Probleme unter Berufung auf Äußerungen des Michael Psellos und des Michael Attaleiates erst für die Zeit seit den 1070er Jahren (S. 175). Geradezu beherrscht von der Niedergangs- und Erneuerungsrhetorik wurde sodann die Kreuzfahrerzeit, in der, je nach westlich-römischer oder östlich-byzantinischer Sicht, dieselben Phänomene mit unterschiedlichen Begriffen belegt werden konnten. So mochten die Kreuzfahrer in der Eroberung Konstantinopels 1204 eine „restoration of Eastern Christianity to the Catholic fold“ sehen (S. 183), nachdem „[t]he Christians of Constantinople had declined from virtue and now [...] had fallen“ (S. 184), während die östliche Seite (zum Beispiel Niketas Choniates) den Niedergang, der zur Eroberung Konstantinopels führte, mit der Verkleinerung und Schwächung des Reiches in Verbindung brachte. Erneuert wurde das römische Reich schließlich durch Michael VIII. Palaiologos, der 1261 das byzantinische Kaisertum restaurierte. In den folgenden Jahrhunderten geriet das Byzantinische Reich allerdings mehr und mehr unter den Druck äußerer Feinde, und jegliche Hoffnung darauf, daß „Roman decline had always been followed by a renewal“ (S. 201), war letztlich vergeblich.

Schließlich geht Watts auf die Debatte um ‚Roman renewal‘ in den Jahrzehnten nach 1453 bis in die Zeit Kaiser Karls V. ein. Dabei richtet er vor allem den Blick auf das ‚Heilige Römische Reich‘ und im Westen verbreitete Ideen zur Vertreibung der Osmanen aus Konstantinopel. Um diesen Anspruch gegenüber der französischen Konkurrenz zu untermauern, stellten Kaiser Maximilian I. und sein Nachfolger Karl V. ihren Platz in der Sukzession römischer Kaiser heraus (S. 210–214). Trotz einiger Erfolge gegen die Osmanen wie der Eroberung von Tunis, so führt Watts aus, sorgte die Verbreitung des Protestantismus in Deutschland und der damit verbundenen antirömischen Haltung dafür, daß die ideologische Grundlage für dieses Denken ausge-

Berlin/New York 2007 (Millennium-Studien 3), hier beispielsweise S. 37–38, 111–114 (von Watts nicht herangezogen). Fried ordnet die Entstehung der Fälschung in die 830er Jahre und in den Kontext der reformorientierten fränkischen Opposition zu Ludwig dem Frommen ein.

höhlt wurde und diese Zeit „an important endpoint in any consideration of the power of Roman renewal“ (S. 220) mit sich brachte. Dazu trug auch, das sei gegenüber Watts ergänzt, das in Deutschland erwachende nationale Denken bei. Zudem waren Länder wie Frankreich inzwischen zu Mächten herangewachsen, die eigene, konkurrierende Vorstellungen im Umgang mit den Osmanen entwickelten.

4.2 Das Anliegen und seine Umsetzung

Watts verfolgt das Erzählmuster von ‚decline‘ und ‚renewal‘ über mehr als anderthalb Jahrtausende römischer Geschichte. Die Begründung dafür, warum dies „a dangerous idea“ sei, liefert er im letzten Kapitel am Beispiel des von Mussolini propagierten römischen Erneuerungsgedankens und der negativen Folgen für diejenigen, die unter der Realisierung dieser Vorstellung zu leiden hatten (S. 223–226). Diesen Gedanken bereitet er dadurch vor, daß er namentlich in der zweiten Hälfte des Buches gelegentlich auf die Opfer der Niedergangs- und Erneuerungsrhetorik und ihrer Umsetzungsversuche hinweist (zum Beispiel S. 129–130, 176, 191). Vor diesem Hintergrund kommentiert er im Nachwort sodann die Verlautbarungen amerikanischer Politiker, die gesellschaftliche Entwicklungen der Gegenwart mit römischen Niedergangsszenarien vergleichen und politische Gegenmaßnahmen propagieren. Immer wieder weist Watts am Beispiel der Quellen aus Antike und Mittelalter darauf hin, daß und wie die Idee von ‚decline‘ und ‚renewal‘ politisch instrumentalisiert wurde. Auch auf die in der Frühen Neuzeit tätigen Literaten einschließlich Gibbons trifft noch zu, daß man Niedergangsszenarien heraufbeschwor, um bestimmte Ziele zu erreichen, etwa aktuelle politische Maßnahmen als positiv oder negativ zu beurteilen oder die Menschen eines Besseren zu belehren.

Watts will mit dieser Monographie also eine Botschaft vermitteln (S. 6):

The past cannot predict the future, but it can show the dangerous consequences of certain ways of thinking and behaving. It is my hope that we can use the example of Rome to think more responsibly about how we talk about and respond to the challenges of our own changing world. Perhaps, we can then embrace a different sort of story that builds cohesion rather than division in the face of the very real, very serious social, economic, and personal challenges we now face.

Er wirbt um ein Bewußtsein dafür, daß das von ihm über einen langen Zeitraum der Geschichte vorgestellte und oftmals wiederholte Narrativ von ‚decline‘ und ‚renewal‘ römischer Macht nichts erbringe außer gesellschaftlicher Spaltung und Leiden für die unter diesem Vorwand Unterdrückten. Damit will er der Wirkung dieses Erzählmusters in der Gegenwart den Boden entziehen und für gesellschaftlichen Zusammenhalt werben. Das mag eine ehrenwerte Absicht sein, entlarvt das Unterfangen und seine Zielsetzung aber als einen Beitrag zur politischen Publizistik, das die wissenschaftliche Orientierung dieser Darstellung in gewisser Weise mit einem Fragezeichen versieht.

Auch in manch anderer Hinsicht erfüllt das Werk nicht alle Erwartungen, die in einen solchen Titel gesetzt werden können. Die diversen Narrative von ‚decline‘ und ‚renewal‘ zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichsten Quellen sowie deren Deutung erfordern jedes Mal eine Einordnung in den ereignisgeschichtlichen Kontext. Die ereignisgeschichtlichen Passagen, die manchmal, wie etwa bei der Behandlung des Themas im frühen und hohen Mittelalter, auch ganze Kapitel dominieren, bieten in der Regel nur eine allgemeine Orientierung und wirken auf den informierten Leser daher notgedrungen oft oberflächlich, verschaffen aber dem nicht vorgebildeten Leser zu wenig wirklichen Einblick⁹⁴ – und für dieses Publikum ist das Buch primär gedacht; denn dem Wissenschaftler braucht man die mit dieser Monographie verbundene Botschaft wohl nicht eigens auf diese Weise nahezubringen. Die Befunde zum Themenkreis der Rhetorik von ‚decline‘ und ‚renewal‘ werden in allen relevanten Zeitkonstellationen aus den Quellen zusammengetragen und vorgestellt; manchmal zieht Watts auch aus politischen Entwicklungen ohne den Rückgriff auf Quellen selbst den Schluß, es handle sich um das Phänomen des Niedergangs oder der Erneuerung (zum Beispiel S. 15, 88, 167). Alles in allem wirkt die Wiederholung dieses Gedankens über Jahrhunderte römischer Geschichte in immer wieder ähnlichen Konstellationen auf den Leser langatmig und ermüdend, häufig ohne daß wirklich neue Deutungszusammenhänge eine Rolle spielten. Dem informierten Publikum

94 Dabei sei von gelegentlichen Fehlern abgesehen. So sollte das Herrschaftssystem Diokletians heute nicht mehr als „the Dominate“ (S. 69) bezeichnet werden. Ferner war Theoderichs Schwester nicht mit dem Vandalenkönig Hilderich verheiratet (so S. 128), sondern mit dessen Vorgänger Thrasamund. Konrad, der abtrünnige Sohn Kaiser Heinrichs IV., wurde nicht von Papst Urban II. zum römischen Kaiser gekrönt (so aber S. 179), sondern erhielt 1093 in Mailand die lombardische Königskrone.

bietet das Buch zu wenig, der Laie, für den es sich eher eignen müßte, wenn man Watts' Zielsetzung in Rechnung stellt, empfindet es voraussichtlich als nicht sonderlich ansprechend, weil ihm trotz der Informationen zum ereignisgeschichtlichen Kontext nicht genug Kenntnisse für eine sachgerechte Einordnung des endlos wirkenden Niedergangs- und Erneuerungsgedankens vermittelt werden.⁹⁵

Ein weiterer Nachteil kommt hinzu: Das konstante Erzählmuster von ‚decline‘ und ‚renewal‘ wird allein anhand der verschiedenen Quellenbefunde in den unterschiedlichen Zeitzusammenhängen vorgestellt und in damit verbundene Zielsetzungen eingeordnet, nicht aber durch geschichtstheoretische Überlegungen grundsätzlich fundiert. Dabei lägen einige Aspekte in dieser Richtung doch auf der Hand. Die ständige Wiederkehr von Niedergang und Erneuerung legt den Gedanken an eine zyklische Geschichtsvorstellung nahe, die letztlich statisch orientiert ist und wirklichen Wandel negiert. Vor allem aber das in Ciceros Wort von der *historia* als *magistra vitae*⁹⁶

95 In diesem Zusammenhang fällt auf, daß die Monographie kein Quellen- und Literaturverzeichnis enthält. Daher kann man sich kaum einen Überblick über die Quellen- und Literaturgrundlage verschaffen, mit der Watts arbeitet; denn man ist hierfür auf die Ersterwähnungen in den Endnoten angewiesen. Bei der Literatur kann man sich gelegentlich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich Watts für ganze Passagen gern auf Überblickswerke stützt, zum Beispiel auf J. Herrin: *The Formation of Christendom*. Princeton, NJ 1987 (betrifft Watts, S. 145–146, 150–152, 158–159, 161); P. Francopan: *The First Crusade. The Call from the East*. Cambridge, MA 2012 (Watts, S. 177–180); P. H. Wilson: *Heart of Europe. A History of the Holy Roman Empire*. Cambridge, MA 2016 (Watts, S. 166, 205–206); G. Parker: *Emperor. A New Life of Charles V*. New Haven/London 2019 (Watts, S. 209, 212–220). Eine besondere Bedeutung für die Erschließung des Themas durch Watts in der Zeit des Übergangs vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit scheint N. Aschenbrenner: *Reframing Empire. Byzantium and the Transformation of European Identity, c. 1400–1520*. PhD Diss. Harvard University 2019 zu haben (Watts, S. X, 196, 198–200, 204–205, 207–213). Deutschsprachige Literatur spielt bei der Behandlung des westeuropäischen Mittelalters durch Watts eine marginale Rolle und tritt lediglich in den Ausführungen über das ‚Heilige Römische Reich‘ um 1500 etwas mehr in den Vordergrund. Tendenzen wie diese lassen verstehen, daß Watts mit seinen Ausführungen nicht immer den neuesten Forschungsstand repräsentiert, wie zum Beispiel die fehlende Berücksichtigung der Forschungsergebnisse Mischa Meiers (vgl. oben S. 393 mit Anm. 92) und sein Umgang mit der ‚Konstantinischen Schenkung‘ (vgl. oben S. 393–394 mit Anm. 93) zeigen. – Daneben wäre auch die Aufnahme von Übersichten zu den römischen und byzantinischen Kaisern sowie zu den Päpsten für den Orientierung suchenden Leser recht sinnvoll gewesen.

96 Cic. de orat. 2,36: *historia vero testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia veritatis*.

angesprochene didaktische Element der Geschichte, das in der Aufforderung begründet liegt, Lehren zur moralischen Besserung des Menschen aus der Geschichte zu ziehen und sie für Handlungsanweisungen zum politischen und militärischen Nutzen zu gebrauchen, ließe sich vortrefflich mit dem fortdauernden Wechsel von Niedergang und Erneuerung abgleichen, zumal Lehren aus der Geschichte zu ziehen ein konstitutives Element des Geschichtsdenkens von der Antike bis zum Ende der Aufklärung war.⁹⁷

In der Betonung eines gleichbleibenden Aspektes spannt Watts einen gemeinsamen Bogen über die ‚decline‘-und-‚renewal‘-Rhetorik von der Antike bis heute: Er stellt die Nachteile dieses Denkens für den Zustand der Gesellschaft und die negativen Folgen für die Opfer dieser Rhetorik und ihrer Umsetzung als Konstante heraus, um die heutige Verwendung dieses Erzählmusters durch die Beispiele aus Antike und Mittelalter ad absurdum zu führen. Diese Vorgehensweise scheint ein Denken vorauszusetzen, das von der Antike bis heute im Verhältnis zur Vorbildhaftigkeit der Vergangenheit für die Politik in der Gegenwart keine Weiterentwicklung genommen hat. Dem ist aber nicht so.

Es gibt nämlich noch einen anderen, wissenschaftlich überzeugenderen Weg, um zu erklären, daß die Option, derartige Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen, nicht in Frage kommt. Die Verwissenschaftlichung des Umgangs mit Geschichte seit dem beginnenden 19. Jahrhundert durch den Historismus, der jede Epoche allein nach den ihr innewohnenden Bedingungen individuell zu beurteilen beanspruchte, brach völlig mit der didaktisch-pragmatischen Geschichtsbetrachtung, die von der Antike bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Lehren aus der Geschichte für die Verbesserung menschlichen Lebens in der Gegenwart zu ziehen suchte. Daher verbietet es sich ganz und gar, heutzutage römische Niedergangsszenarien für politische Zielsetzungen in der Gegenwart heranzuziehen; weder dem Urteil über die Vergangenheit noch Erfordernissen der Gegenwart kann man damit wirklich gerecht werden.

Watts unterläßt es zugunsten eines einheitlichen Narrativs, auf diese grundsätzliche Wende im Umgang mit Geschichte aufmerksam zu machen. Dabei hätte er mit dem Verweis auf wissenschaftliche Erfordernisse ein zusätzli-

97 Vgl. hierzu etwa U. Muhlack: *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus*. München 1991, S. 45–66 (Kapitel 2: „Zweck der Geschichte“).

ches und überzeugendes Argument anführen können, das einer Instrumentalisierung vergangener Niedergangsszenarien in der heutigen Welt den Weg versperrt. Eigentlich ist Watts von dieser Erkenntnis nicht weit entfernt, wenn er, anders als Harper⁹⁸, völlig richtig erkennt, daß Gibbon für die europäische Staatenwelt seiner Zeit Idealvorstellungen vorschwebten, die ihn als Vertreter der Aufklärung noch Lehren für die Gegenwart aus der römischen Geschichte ziehen ließen – bis sich diese Schlußfolgerungen, die in der miteinander konkurrierenden europäischen Staatenwelt seiner eigenen Gegenwart eine zukunftsfähige positive Entwicklung sahen, kurz darauf mit der Französischen Revolution und ihren Folgen als irrelevant erwiesen (S. 231–232). Die Konsequenz war die wissenschaftliche Wende im Umgang mit der Geschichte; denn die Zeitereignisse hatten offenbart, daß sich Geschichte aufgrund ihrer unvorhersehbaren Dynamik nicht als Lehrmeisterin für das Leben eignet und daher auch nicht für die Bestätigung ideologischer Prämissen eingesetzt werden kann.⁹⁹

Diese Veränderung im Umgang mit der Vergangenheit zu berücksichtigen hätte sich für Watts gelohnt. Die Verwissenschaftlichung der Behandlung von Geschichte seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert versperrt heutzutage alle Bemühungen, die Niedergangs- und Erneuerungsrhetorik in den Dienst bestimmter politischer Absichten zu stellen. Wo dies aber dennoch geschieht, ist es Aufgabe des Historikers, die ideologischen Voraussetzungen aufzudecken, die zu einer solchen Instrumentalisierung von Geschichte führen. Das gilt für alle Epochen: diejenigen, in denen eine didaktisch-pragmatische Geschichtsauffassung zum Selbstverständnis der Zeit gehörte, ebenso wie für die letzten beiden Jahrhunderte bis zur Gegenwart, in denen ein wissenschaftliches Verständnis von Geschichte diesen Ambitionen eigentlich einen Riegel vorschiebt.

* * *

Fazit

Es nicht möglich, die hier besprochenen vier Monographien durchgängig unter denselben Kriterien miteinander zu vergleichen. Dafür sind sie zu un-

98 Vgl. die Besprechung zu Harpers Buch in dieser Sammelrezension oben S. 353–373, hier S. 355–356.

99 Vgl. dazu auch oben S. 384–385 mit Anm. 77.

terschiedlich ausgerichtet. Im Kontext des Niedergangs Roms ist Salzmans Studie auf ein eher spezielleres Problem gerichtet, das ihr erlaubt, in einem insgesamt recht überzeugend argumentierenden Gedankengang an der römischen Senatsaristokratie bis um die Mitte des sechsten Jahrhunderts erfolgreiche Resilienzbestrebungen festzustellen. Das von Harper herausgearbeitete Ursachengeflecht für den Verfall des römischen Staates stützt sich großenteils auf naturwissenschaftliche Ansätze und ist mit seiner Konzentration auf naturbedingte Gründe ein zu monokausaler Erklärungsversuch für das Gesamtphänomen des Niedergangs. Die von Arnheim genannten Gründe verbinden religions- und innenpolitische mit außenpolitischen Ursachen für den Fall des römischen Reiches und bewegen sich damit in einem eigentlich wohlbekanntem Rahmen, innerhalb dessen mehrere Gründe, unterschiedlich gewichtet, miteinander kombiniert werden. Auffällig ist hier, abgesehen von der ungewöhnlichen Form und dem Aufbau des Buches, daß seine Ansicht zum destruktiven Beitrag der Senatsaristokratie am Schicksal des römischen Reiches nicht nur in der Vergangenheit bereits auf Kritik gestoßen ist, sondern auch der hier besprochenen Deutung Salzmans über den konstruktiven Anteil der senatorischen Elite durch Resilienzbestrebungen um den anhaltenden Bestand Roms trotz aller Krisen völlig widerspricht. Arnheim rechnet aber wahrscheinlich Salzman dem Kreis derjenigen zu, die die Zustände in der Spätantike schönreden.¹⁰⁰ Watts schließlich verfolgt ein ganz anderes Ziel, indem er dem Diskurs über den römischen Niedergang und Verfall von der römischen Antike bis in die Gegenwart nachgeht, um ihn als gefährliche Idee an den Pranger zu stellen, mit der heutzutage keine Politik mehr gemacht werden sollte. Hinsichtlich der Botschaften für die Gegenwart gibt es zumindest äußerliche Gemeinsamkeiten zwischen Arnheim und Watts: Beide ignorieren mit ihren gegenwartsbezogenen Anliegen die seit dem Historismus klar markierte Trennlinie zwischen didaktisch-pragmatischer Geschichtsschreibung auf der einen und wissenschaftlicher Historiographie auf der anderen Seite; Arnheim geht dabei allerdings bedeutend weiter als Watts. Diese Grenzüberschreitung liegt aber auch bei dem

100 Vgl. zum Beispiel Arnheim, S. 335–336, mit Stellungnahmen gegen Salzmans Ansicht, Gewalt zwischen Heiden und Christen sei relativ selten vorgekommen, unter Bezugnahme auf M. R. Salzman: *Rethinking Pagan-Christian Violence*. In: H. A. Drake (Hrsg.): *Violence in Late Antiquity. Perceptions and Practices*. Aldershot/Burlington, VT 2006, S. 265–285.

Zugang Harpers und dessen Deutungsspektrum nahe, selbst wenn er sie nicht *expressis verbis* formuliert.

Da sich alle vier Autoren in ihren hier besprochenen Werken auf Edward Gibbon und dessen Werk über den Verfall und Untergang des römischen Reiches beziehen, kann man zumindest ihre Haltung zu Gibbons Ansichten für einen Vergleich heranziehen. Salzman lehnt Gibbons Position für den Untergang des weströmischen Reiches klar ab¹⁰¹ und korrigiert den zeitlichen Ansatz mit dem Jahr 476 durch die plausible These, erst die Pragmatische Sanktion Justinians und deren Folgen hätten für den Westen das Ende der Antike bedeutet¹⁰². Eine Terminierung um die Mitte des sechsten Jahrhunderts ist darüber hinaus mit Mischa Meiers Überlegungen kompatibel, Justinian habe für den Osten in seiner Regierungszeit die Weichen für den Übergang ins Mittelalter gestellt.¹⁰³ Harper dagegen würdigt Gibbons Aussagen in jeder Hinsicht uneingeschränkt positiv. Das ist jedoch falsch und darüber hinaus methodisch problematisch hinsichtlich des Endes der Antike im Okzident ebenso wie hinsichtlich der dem Geschichtsdenken der Aufklärung noch zugrunde liegenden Prämisse, Lehren aus der Geschichte ziehen zu können.¹⁰⁴ Arnheim stellt Gibbons Position zum weströmischen ‚decline and fall‘ in einem eigenen Kapitel vor. Dabei attestiert er ihm für die von ihm vorgebrachten außen- und innenpolitischen Gründe einen zuverlässigen Blick auf das Wesentliche. Er steht Gibbons Ansatz mit einer gewissen Sympathie gegenüber, auch wenn er selbst die Ursachen für das Ende Roms im Westen etwas anders akzentuiert und das Jahr 476 mit dem Ende des Kaisertums nicht für die entscheidende Wende hält.¹⁰⁵ Watts integriert Gibbon in sein Gedankengebäude über das Narrativ des Niedergangs und der Erneuerung Roms, und obwohl er Gibbons aufklärerische Prämisse richtig benennt, schätzt er diese für seine Absichten nicht als störend ein. Damit differenziert er nicht zwischen der Zeit vor und nach der wissen-

101 Salzman, S. 197–242, behandelt die letzten Jahre, in denen Kaiser in Italien residierten, unter der Überschrift „Why Gibbon Was Wrong“. Vgl. auch Salzman, S. 13–14.

102 Vgl. oben S. 350–352.

103 Vgl. Meier (wie Anm. 92).

104 Vgl. oben S. 355–356.

105 Vgl. oben S. 387.

schaftlichen Wende im Umgang mit Geschichte,¹⁰⁶ ebensowenig wie übrigens auch Harper und Arnheim¹⁰⁷.

Alexander Demandt faßt die Sachlage zum Umgang mit dem Ende des römischen Reiches in folgende Worte: „Wenn wir das historische Bewußtsein als Wesensmerkmal der europäischen Kultur ansprechen, wird das Ende der Antike so lange überdacht werden, als das Ende Europas noch aussteht.“¹⁰⁸ In dieser Hinsicht bietet die hier vorliegende Sammelrezension also nur eine Auswahl unter den Bedingungen einer Gegenwart, die durch „ein anhaltendes Krisengefühl“ gespeist wird, das „dem Fall Roms seine innere Nähe zu unserer Zeit“ sichert¹⁰⁹. Das heißt aber nicht, daß man unter dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit aus der Vergangenheit Vor- oder Gegenbilder für angemessenes politisches Handeln ableiten könnte.

106 Vgl. oben S. 398–399.

107 Zu Harpers Position hierzu vgl. oben S. 355–356, zu Arnheim oben S. 384–385 und S. 388–389.

108 Demandt (wie Anm. 2), S. 619.

109 Demandt (wie Anm. 2), S. 623.

Ulrich Lambrecht, Bornheim (Rheinland)
ulrich.lambrecht@plekos.de

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Ulrich Lambrecht: Die Frage nach Gefährdung und Verfall des Imperium Romanum. Römische Krisen- und Niedergangsszenarien in der aktuellen Forschung. In: Plekos 25, 2023, S. 341–402 (URL: https://www.plekos.uni-muenchen.de/2023/r-verfall_roms.pdf).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND
